

19. 1. 1923

Ostdeutsche Monatshefte



Pfuhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 10

Neue Presseurteile

über das erfolgreiche Buch des Herausgebers
der „Ostdeutschen Monatshefte“

Carl Lange

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente
eines Augenzeugen

14.—20. Tausend · Veränderte u. erweiterte Aufl.

Weserzeitung v. 1. 8. 22: Das Treue-
halten eines Freundes zu einem Gefallenen,
die Warnung eines Mannes vor Ungerechtig-
keit, das Glaubensbekenntnis eines Aufrichtigen
.... der unbekümmerte Versuch eines Chri-
stlichen, der Wahrheit eine Gasse zu bahnen....
Hans Frank

Preise: Geh. 30.—Mt. In Halbleinen 20.—Mt.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow · Leipzig

Soeben erschien:

Clemens von Delbrück

Ein Charakterbild von
Johann von Delbrück

Mit drei Porträtbeigaben

Gehetet 600.—, gebunden 1350.—Mt.

Der Verfasser formt das Leben seines
verstorbenen Vaters, eines vorbildlichen
deutschen Mannes zu einem Kunstwerk
hohen Grades. Wichtig als Dokument
der Vorkriegszeit, der Kriegs-
jahre und des Zusammenbruchs
bringt das Charakterbild manch un-
gelöste Frage ihrer Lösung näher.

Georg Stille Verlagsbuchhandlung
Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

Soeben erschien:

Gold

Politischer Roman aus der Gegenwart von
Karl-August von Laffert

Brosch. Grd. 3.50 Mt., geb. Grd. 4.50 Mt.
multipliziert mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl des Börsenvereins

Gold ohne Geldwert ist das Ergebnis dieses ebenso fesselnden
wie offenen und tückigen Buches. Durch
Europa, Asien und Amerika jagt das Geschehen dieser packenden, seltsam spannenden
Dichtung, die jeden Leser auf das höchste fesselt.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36 Hermann Paetel Verlag G.m.b.H.

Zoppot

Hotels und Pensionen geöffnet

Kasino — Theater — Kabarett

Bunte Abende und Künstler-Vorführungen

WINTER-SPORT

Warmbad mit allen medizinischen Bädern

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

Januar 1923

Nr. 10

Aus einem kommenden Buch

Von Walter von Molo

Gib dich der Ruhe und Vollendung hin, dem wilden Sehnsuchtschrei
nach der Unendlichkeit; was nicht zerbrechen will, das bricht dadurch entzwei.

Wenn ich dich liebe, bin ich ganz geschlossen,
die wilden Ströme sind in einen See geflossen,
der in sich hält sich selbst und alle Welt.

Damit der See entsteht, muß wild das Wasser brausen,
muß es den Trieb von Berg zu Tal zu fausen
besitzen und die Sehnsucht, die nie fülle hält.

Doch ist es Trug, zu meinen, daß der See nicht dauernd sinkt,
daß nicht sein Wasser in die Erde und zum Himmel dringt,
daß er nicht dauernd Zufluß braucht aus schrägem Feld.

Drum sind die Ruhe, die Vollendung und die Ganzheit Lug,
sie sind nur da, solange wild die Woge ihren Bug
hinabschäumt und empor schäumt in der Sternenwelt.

Wer Sehnsucht in der Liebe und in allem hast, ist stark und schwach,
stark nur im Augenblick der Ewigkeit und schwach im Dauern alles Ungemach,
das nur das ewige Schwanken aller Wagen von uns hält.

Der Sinn der Kunst

Ein Gespräch

Von Heinrich Leis

Der Ältere: Läßt uns noch einmal auf deine vorige Bemerkung zurückkommen. Bei der Betrachtung jenes Bildes, das in seltsamer Ver nachlässigung der Form, der Natürlichkeit, ja selbst aller irgend begreifbaren Gestaltung nur das rein Problematische eines Erlebnisvorgangs darzustellen ver sucht, empfandest du ganz richtig, daß es dem Künstler nicht auf Nachbildung des Lebens, sondern auf Nachbildung der Idee des Lebens angekommen ist. Du fordertest diese formwirkende Idee als Typ, als Wahrheit, die unwirklich und zugleich überwirklich ist, danach für ein jedes Kunstwerk, sofern es überhaupt diesen Ehrentitel zu Recht führen will.

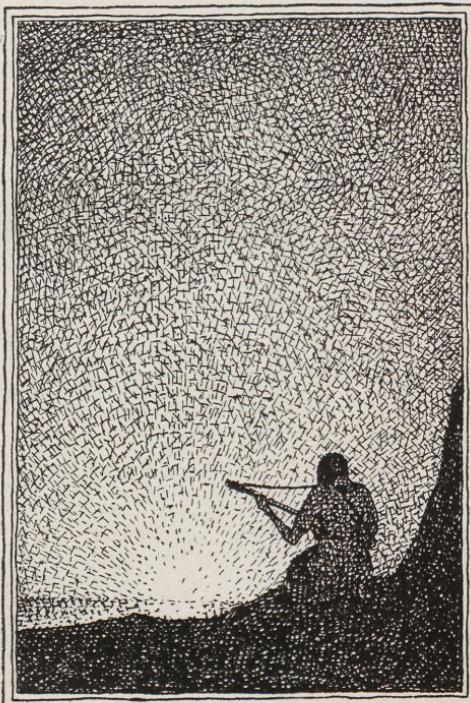
Der Jüngere: Eben dieses sagte ich und begreife es als das, was der jungen Kunst ihr starkes Ethos gibt, ihre stürmische und aufschäumende Kraft. Wir haben uns von dem Zwang der Jahrhunderte erlöst. Wir haben Welt und Wesen in uns selbstgefunden. Es gibt für uns nicht Regeln und Gesetze mehr als die unseres eigenen Schöpferwillens.

Der Ältere: Welt und Wesen in der eigenen Brust und nur in der eigenen Brust zu erfahren, war von je die Art alles Künstlertums. Aber der Weg dehnt sich weit von diesem Erahnen, Wollen und Begreifen bis zur Erfüllung des Werkes im Schöpferglück einer gesegneten Stunde; und das restlose Verschmelzen von Form und Idee zu einer Einheit aus innerem Zwang gelingt schließlich nur der gewaltigen und undeutbaren Kraft des Genies.

Der Jüngere: Eine jede Art der Kunst erfassung mag schöpferische Geister entfesseln und ihr Genie aus sich heraus zeugen. Alle Größe aber ist verhältnismäßig. So blieben uns etwa aus künstlerisch unfruchtbare Zeit Namen, die bei hervorragender Würdigung zu ihren Tagen für uns bestenfalls gute Mittelmäßigkeit sind. Und andere gelten als bedeutend nur darum, weil ihr Werk der charakteristische Ausdruck ihrer Epoche geworden ist; weil sie klarer und eindeutiger als andere ab spiegelten, was sie sahen, ohne daß sie dem inneren Wesen des Lebens und der Wahrheit irgendwie näher gekommen wären.

Der Ältere: Mit diesem Gedanken, der für die junge Kunst unserer Tage Rechtfertigung und Begründung sein soll, sprichst du zugleich ihr Urteil. Wie könnte wohl eine spätere Zeit diese unkräftige Erdentbundenheit und wirre Sucht nach neuen Möglichkeiten, die seltsame Bevorzugung des häßlichen und Krankhaften, die Herrschaft der Groteske mit ihrem bitteren, zerstörenden Spott sich erklären, wenn nicht aus dem friedlosen Jagen, aus Zerrissenheit und Not unserer Gegenwart?

Der Jüngere: Die Zeit ist aus den Fugen. Aber was sie auseinanderbersten ließ, ist die Kraft der Maschine, die von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden erschaffen, sich empört und den Menschen, ihren Herrn, unter sich niederrütt. Den Materialismus, die Idee der Mechanisierung



Willi Geissler (1915)

Lautenspielendes Mädchen



Willi Geißler (1917)

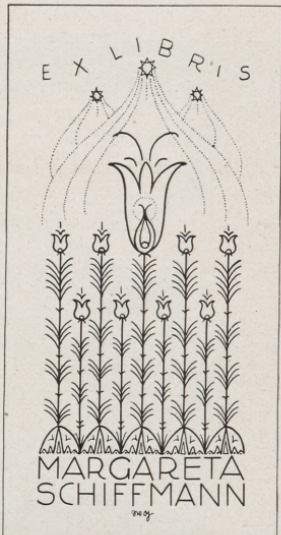
Genesender

alles Seins, in der wir auferzogen wurden, gilt es, von uns abzutun. Der freie Mensch wird wieder Sinne haben, Schönheit zu schauen, Wohlklang zu hören, Liebe zu empfinden und auszuwirken.

Der Ältere: Dazu soll die Kunst uns Führerin sein: ein neues Geschlecht zu schaffen. Was wir heute erleben, sind die Wirrungen, Abseitigkeiten eines großen Uebergangs; gewaltiges Wollen, das doch allzu oft über sein Ziel hinauschießt und damit gerade Irrtümern zum Opfer fällt, von denen es sich längst gelöst zu haben glaubte.

Der Jüngere: Trotzdem, meine ich, hat wohl nie eine Zeit den Grundgesetzen des Seins so unermüdlich nachge-spürt, die Welt der Ideen hinter den Dingen so unbestechlich zu durchforschen sich bemüht wie die unsere.

Der Ältere: Ich sehe darin einen naturgemäßen Ausgleich; Reaktion gegen ein Be-fangensein nur im Bereich der Dinglichkeit. Nach der einseitigen Betrachtungsart des Menschen als Produkt seiner Umgebung, seiner Erziehung, seines Blutes, da zuletzt nicht mehr der handelnde Mensch Gestalter seines Schicksals, sondern einfach hilfloses Opfer fremder Zufälligkeiten wird, mußte früher oder später das Pendel zurück schnellen zum gegensätzlichen Extrem; und so gewinnen wir das Bild der geistigen Verfassung von heute. Da ist Überwertung der Persönlichkeit, die aus aller Bindung von historisch Gewordenem sich löste. Jede Zeit glaubt, der Wirklichkeit näher zu sein als die Generation vor ihr, und sie muß es glauben, um schaffen zu können. Wie auch der einzelne Künstler davon überzeugt sein soll, daß gerade er und nur



Willi Geißler (1921) Ex libris



Willi Geißler (1922) Hochzeitsanzeige

er berufen und befähigt ist, den Stoff seiner Wahl zu gestalten.

Der Jüngere: Ich gebe zu, daß auch in unserer jungen Kunst noch mancherlei Irrtum und Verworrenheit ist. Aber der Weg ist der rechte, der Abstand vom Ziel ist geringer geworden. Wir sind uns in voller Klarheit bewußt, daß nicht die zufällige Form, sondern das ihr innenwohnende Prinzip der Kraft, des Lebens, der Eigenart, Gegenstand der Kunst sein soll. Durch das Erleben der Idee sind wir hell-sichtig geworden, über die Wirklichkeit hinaus zur Wahrheit vorzudringen.

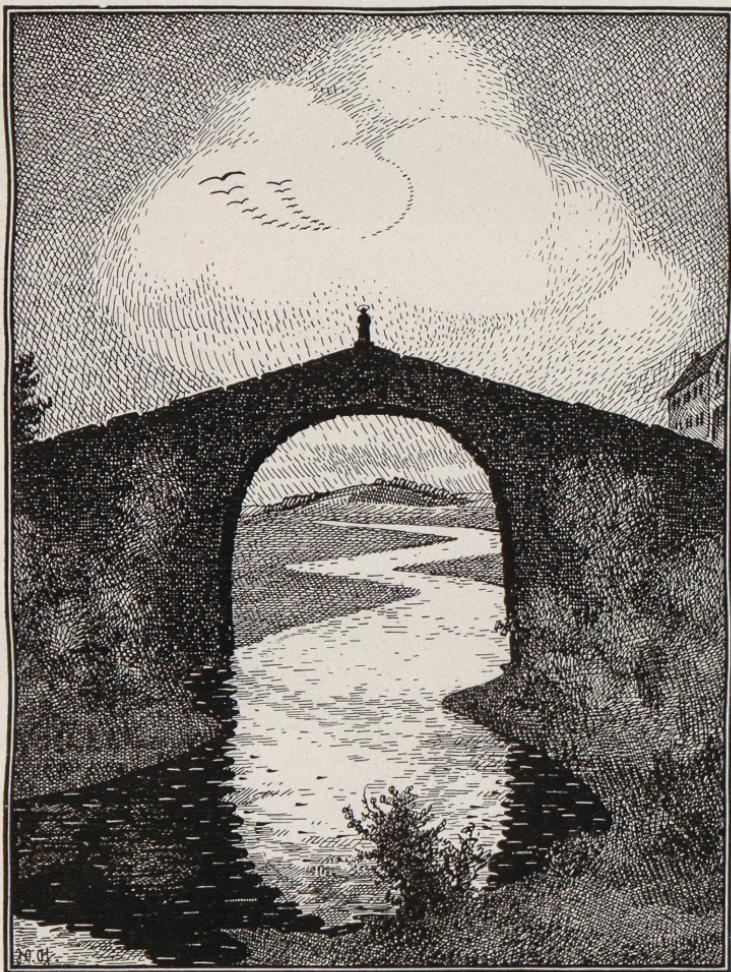
Der Ältere: Die Flügel deiner jungen Sehnsucht eilen dem Geschehen vorauf. Du magst Recht haben im Erkennen des Weges, den unsere jungen Künstler sich er-tasten. Aber das große Mißverständnis unserer Zeit ist dieses: zu übersehen, daß nicht allein die Idee not tut als viel mehr die Allgemein-gültigkeit der Idee. Kunst existiert nur insofern als kunstberechtigt, als sie in der Seele des Schauenden oder hörenden einen Nachhall zu erwecken vermag. Sie hört auf, Kunst zu sein, sobald sie unverständlich wird, mit ande- ren Worten, nicht fähig ist, den unmittelbaren Gefühlsein-druck des Kunsterlebens zu ver-mitteln. Der Künstler schafft die Kunst, zum zweitenmal er-schafft sie der Genießende.

Der Jüngere: Es gibt ein Genießen in der Abtönung der Farben, im Wohlklang der Worte, das aus aller Bindung des Gedanklichen, des raum-haft oder begrifflich Vorstell-baren gelöst ist; wirkend nur als absolute Kunst.

Der Ältere: Auch die-ßen Einwand will ich dir wider-legen. Zugegeben, es gibt solche Kunst. Aber da sie sich nur an

ein vereinsamtes, isoliertes Empfinden wendet, nicht an die Gesamtheit unserer seelischen Funktionen, muß sie letzten Endes doch unfruchtbare bleiben; begriffen von einem kleinen Kreis von

sich nicht ist. Die Beschränktheit der Ausdrucksmittel aber nur jener einen seelischen Tätigkeit, deren Expression sie wurde, läßt sie nicht zur Allgemeingültigkeit gelangen.



Willi Geihsler (1917)

Die Wolke

Aesthetiken, charakteristisch nur für die Zeit ihrer Entstehung, und obwohl von allem Gedanklichen scheinbar gelöst, doch aus dem Intellekt entsprungen: denn um zur Wirkung zu gelangen, muß sie ausdeuten, was sie an

Der Jüngere: Was also sind die Anforderungen an eine Kunst, die du allgemeingültig nennst?

Der Ältere: Es gibt Gesetze, die nicht gegeben, sondern die einfach existierend sind, als

innere Gesetzmäßigkeit der Seele. Sie müssen bestehen wie das Leben besteht, weil dem Leben organisch verwachsen. Sie sind allgemeingültig und unverrückbar, und das Kunstwerk muß sich ihnen anpassen, sofern es allgemeingültig werden will. Die Kunst muß erfreuen, erbauen, erheben und erschüttern. Er freuen durch schöne Äußerlichkeit der Form, erbauen, indem sie den Menschen aus Gebundenheit emporführt, erheben durch die Stärke des ihr innwohnenden Lebensprinzips, erschüttern durch die Wucht der Schicksale, mit denen der Mensch ringt, oder

durch Zusammenprall der Energien, die verschiedene Wesenheiten gegeneinander entfesseln. Aus diesen vier seelischen Emotionen wird sich dann ergeben, was ich als Sinn der Kunst nehme — im Sinn der Alten, von denen wir noch immer zu lernen haben: Läuterung zu schönerer, reiferer Menschlichkeit, Verstehen und Güte. Soweit das Ringen unserer künstlerischen Jugend diesem letzten Ziel menschlicher Erneuerung entgegen führt, will ich es gern willkommen heißen und auch in Unfertigkeit nur die Kraft und Reinheit der Idee empfinden.

Willi Geißler

Von Ludwig Bäte

Auf dem Koburger Bundestage der Wandervögel 1919 beriet man eingehend einen Plan, dem der damals 24 Jahre alte Willi Geißler schon drei Jahre früher als Soldat in Flandern nachgesonnen hatte: Künstler einer Weltanschauung wirtschaftlich und, im geistig-verbindenden Sinne, wirklich zusammenzuschließen. Die Weltauffassung war der Geist der klaräugigsten, zukunftsichersten Jugendbewegung, des erneut an Eigenwuchs und Sonderprägung gewinnenden deutschen Wandervogels. So entstanden die Neudeutschen Künstlergilden. Ursprünglich die der Maler, die auch die angesehenste geblieben ist, so gute Namen den Gilde der Schriftsteller, Musiker und Architekten angehören. Unter den Malern — Robert Budzinski, Wilhelm Funk, Karl Nahm, Theodor Schulze-Nasmer, Leo Tilgner, Hans Spiemann, Anton Wendling u. a. — nimmt Geißler eine besondere Stellung ein. Einmal, weil er eine der stärksten Begabungen ist, zum andern, weil er über ein hervorragendes Organisationstalent verfügt, dem immer auch bei ihm eine gute Feder, die stets etwas zu sagen weiß, zu dienen bereit ist. Denn es ist etwas an seinem schon fröhlich aufgegangenen Plan, die bisherigen Künstlervereine zu Kunstarbeitsgemeinschaften, ohne die Individualität im mindesten anzutasten, umzugestalten, um so durch schärfste Zusammenfassung aller wirklich schöpferischen Kräfte eine aus eigenem Boden gewachsene Kultur anzubahnen. Man hat ehrlich und mit gutem Erfolg unter Hintanstellung

wirtschaftlicher Vorteile versucht, was Geißler 1921 programmatisch entwickelte, „das Leben, im Sonntag und im Alltag, mit echter Kunst zu durchdringen, den Blick von den unwichtigen äußerlichen Dingen der heutigen Kultur abzulenken, um zu den Ewigkeitswerten der verinnerlichten Kultur zu weisen, das reine Kunstempfinden im Menschen freizumachen, damit es fördernd wirke beim Aufbau der Menschheit.“ Das Jahrbuch „Frührot“, 1921 bei Zwiffler in Wolfenbüttel erschienen, die gehaltvolle Festchrift zur ersten Wanderausstellung, Robert Budzinskis temperamentfrische Broschüre „Erziehung zur Kunst“ (wie die Festchrift im Greifenverlag Rudolstadt) geben erfreuliches Zeugnis von ihrer Arbeit.

Vor allem aber der schon im vierten Jahrgang vorliegende, von Geißler geleitete Greifenkalender (Greifenverlag Rudolstadt), auf dessen Bedeutung Männer wie Aenarius, Zeitschriften wie Tümer, Hochland, Deutsches Volkstum, Propyläen, Zwiebelfisch u. a. wiederholt rückhaltlos anerkennend aufmerksam machten. Er bringt im engen Einklang mit den Jahreszeiten graphische Kunst, vor allem den Holzschnitt, daneben einen sorgsam von Emil Engelhardt abgestimmten, um einen Namen (diesmal ist es Emil Gött) gestellten Textteil. Er ist mehr als ein landläufiger Tageweiser: das treue Abbild eines neuen, trotz gelegentlicher Abirrung geraden und unbeugsamen Kulturwillens.

In Geißler mischen sich reizvoll zwei Strömungen: Lyrik, Romantik, Empfindungsfein-



Willi Geißler (1915)

Opferbrand

heit von der Mutter her, Sehnsucht nach Derbyheit, Monumentalität, Urwuchs als väterliches Erbe. „Asketische Einflüsse“, schreibt er selbst, „wechseln mit solchen glühendsten Verlangens nach Schönheit und Liebe. Gewissheit, daß rechtes Genießen Verzichten zur Voraussetzung hat; franziskanische Hingabe an die schöne, reiche Welt.“

Es liegt nahe, anzunehmen, daß er vor allem Graphiker ist, ohne jede Kompromisse nach der malerischen Seite hin. Ihm ist die Schwarz-Weiß-Kunst die durchaus eigene Technik, die ganz jeder Anlehnung entrinnen kann, wie das immer noch geschieht. Er begann, 20jährig, mit der Mappe „O pfer b r a n d“, die zu den geschlossensten künstlerischen Erzeugnissen des Krieges gehört (Greifswerverlag). Zehn Blätter in eckiger, kantiger Federzeichnung „O pferbrand“, „Totenwald“, „Genesender“, gehören ihr an. Kraft und Zartheit, derbe Gegenständlichkeit und visionäre Traumversonnenheit laufen zusammen. Das gleiche gilt für die Landschaftsmappe „Deutsch e Heimat“ und „Ex libris“ im gleichen Verlage. Bei Geißler ist die Landschaft wirklich ein Seelenzustand, erschütternd oder in leiser Zärtlichkeit lockend, schwermütig oder groß und ausichts klar geweitet. Dabei weiß er sich unbekümmert um die sogenannte, gewöhnlich mißverstandene „Heimatkunst“, mit gleicher unbefangener Liebe in die Seele Westfalens wie in die Sachsens oder des Hochgebirges einzusinken, wenn auch der Atem seiner Scholle immer wieder durchquillt.

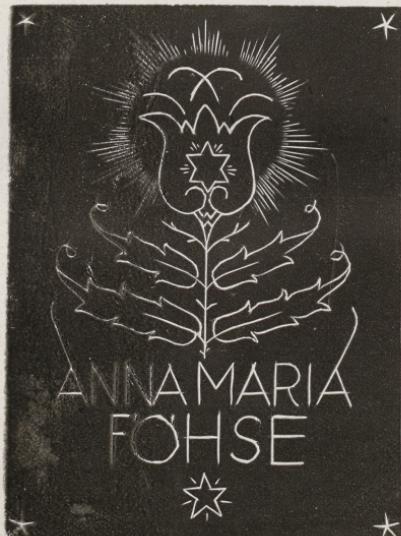
Er ist Wandervogel. Längere Zeit gab er dessen Zeitschrift mit gutem Geschick heraus. Daz er schon dadurch einen kräftigen, romantischen Einstieg bekam, ist nicht verwunderlich. Aber diese „nurblaue, romantische Färbung“, über die er selbst spöttelt, verblaßte bald; expressionistische Einflüsse lösten sie ab. „Sucht-

hausrose“, „An Michelangelo“, „Gefesselte“ liegen auf dieser Ebene. Täuscht aber nicht alles, so hat er das, was am Expressionismus Mode, Gemachtheit, Zwang ist, bereits überwunden. Die wiedergegebenen Schnitte sind jedenfalls echt und überzeugend.

Einflußt haben ihn seine Lehrer kaum. Er suchte bei ihnen auch nie mehr als technische Fertigkeit. Zunächst war er Schüler Rüters in Düsseldorf, bezog dann die dortige Kunstgewerbeschule und war von 1916 bis 1918 Soldat. Eine Zeitlang bei den nach Bendorf

am Rhein übergesetzten Eltern sich aufhaltend, studierte er weiter bei Alois Kolb in Leipzig und bei Adolf Schinnerer in München. Augenblicklich lebt er vorübergehend in dem thüringischen Rudolstadt.

So verdankt er eigentlich alles sich selbst, vor allem seine gründliche Kenntnis der Natur, die er, wie Artur Volkmann das in seinem schönen Buche „Vom Sehen und Gestalten“ vom Künstler verlangt, „in der hauptsache auswendig kann. Denn nur dann kann er im eigentlichen Sinne des Wortes schöpferisch sein.“ Karl Storck hat ihn im „Türmer“, „als echtes, deutsches Talent“



Willi Geißler (1922)

Ex libris

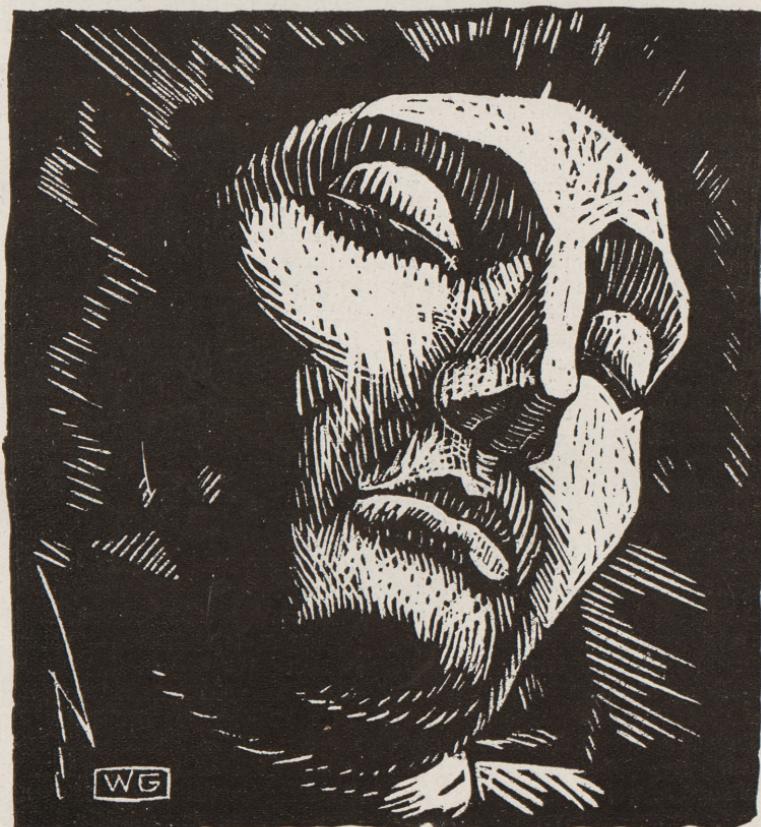
gekennzeichnet, „in dem sich scharfe Naturbeobachtung mit jener Gemütstiefe vereinigt, die in den Erscheinungen der Natur die Zusammenhänge mit einem Geistigen wittert“. Das trifft zu. Geißler weiß mit Novalis, daß wir „mit dem Unsichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden sind“. Dadurch bekommt sein Werk, das sich stetig durchzusetzen beginnt, das Tiefreligiöse, aus letzten Brunnen Quellende, das uns immer wieder gläubig auf die wachsende neue Jugend schauen läßt, die schon Horizonte sieht, und die er rein und scharf ausprägt. Unter seiner Führung können die „Neudeutschen Künstlergilden“ eine geistige Macht werden, von der wir noch manches für ein neues Deutschland erhoffen dürfen.

Bühnenmärchen und Märchenbühne

Von Karl von Selner

Es war einmal ein Dichter. Der erzählte den Kindern seiner Zeit ein einziges Märchen in endlos vielen Bildern: vom „Sommernachtstraum“ bis zum „Sturm“. Das war seine Flucht aus dem betäubenden Wirklichkeitschaos

hätte schöpfen und bergen können sieben Lebensalter und darüber hinaus: dieses Meer wäre unerschöpft geblieben wie seit den Kindertagen der Menschheit, da Homer die Irrfahrten des Odysseus erzählte.



Willi Geißler (1919)

Leidende

der Königshistorien: des verlogenen Weltgeschehens und gemeinen Grauens in die wohlig durchsonnte Zauberordnung herzlicher Wahrheit. Er wußte sich als Verweiser aller tiefersunkenen Schäze, die das Meer der Volksseele in das weite Becken seiner Dichterbrust trug. Unter dem Dome seiner Formershände häuften und ordneten sie sich zu Gnadenbildern. Er

Aber es kam eine Zeit heraus, in der die Ufer versandeten, vereinsamten, verdorrten; auch die reichsten und blühendsten, sonnigsten Buchten: das deutsche Volksmärchen. Es blachte in die Vergangenheit, bald nachdem zwei deutsche kindlich-männliche Menschen alle die Blumen, die dort blühten, zum Strauß gebunden hatten: es schien, als würde das Buch

der „Kinder- und hausbären“ zu einem Denkmal verstorbenen Zeiten, und der leise Duft welkender Blumen steigt aus den Grimmschen Worten: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diesenigen, die sie bewahren, immer seltener werden“ . . . Das Märchen ward hinter den Ofen, in den Mund der Mägde verwiesen, ward und wird als seelenloses Puppenspiel vor die Komödiantenrampe gezerrt. Seine Engelsstimmen werden zu albernen Geplapper zerquetscht. Sein goldener Sinn überrostete im scharfen Hauch einseitiger Geistigkeit, ward endlich Lüge genannt von einem Wirklichkeitsgeschlechte, dessen harte Kehle den singenden Mund überschrie, dessen grober Tritt über die Gebilde aus Sonnenstaub stampfte. Das Märchen versank in der Besinnungslosigkeit, geriet unter den Taumel, verschüchtert hinter dem tierischen Ernst eines Erwerbslebens mit seinem scheinheligen Wappenspruch „Kampf ums Dasein“, der keine Nötigung hatte unter den Beziehungen des irdischen Völkerlebens. Am Ende nachtschwarzer Tage und brandroter Nächte, als jener Ernst zu Krampf und Verzweiflung sich verzerrte, erstarrte, erfror; als die künstlich grelle Feuersbrunst unserer geistigen und leiblichen Habe uns die Augen müdegeblendet, das Toben und Totschlagen um das Glück anderer unsere Ohren taubgerissen, unsere Körper entnervt, unser Sein verarmt hatte, — da wachte das Märchen als eine Knospe neuer Lebensblüte wieder auf. Es weckte leise, und immer dringender, die verschüchtert lagen unter einer willkürlich mächtiggetürmten, mächtzerstörenden Wirklichkeit, stand lächelnd und schluchzend, verheißend und erfüllend vor ihnen: lehrte sie wieder lachen und weinen, wünschen und glauben: den Menschenfrieden. Sie wollen wieder Märchen hören!

Märchen ist die Welt jener Wesen, für die ich keine schöneren Worte finde als Grimm: Innerlich geht durch diese Dichtungen eine Reinheit, um der willen Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blauäugig-weißen, makellos glänzenden Augen, die nicht wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind.“

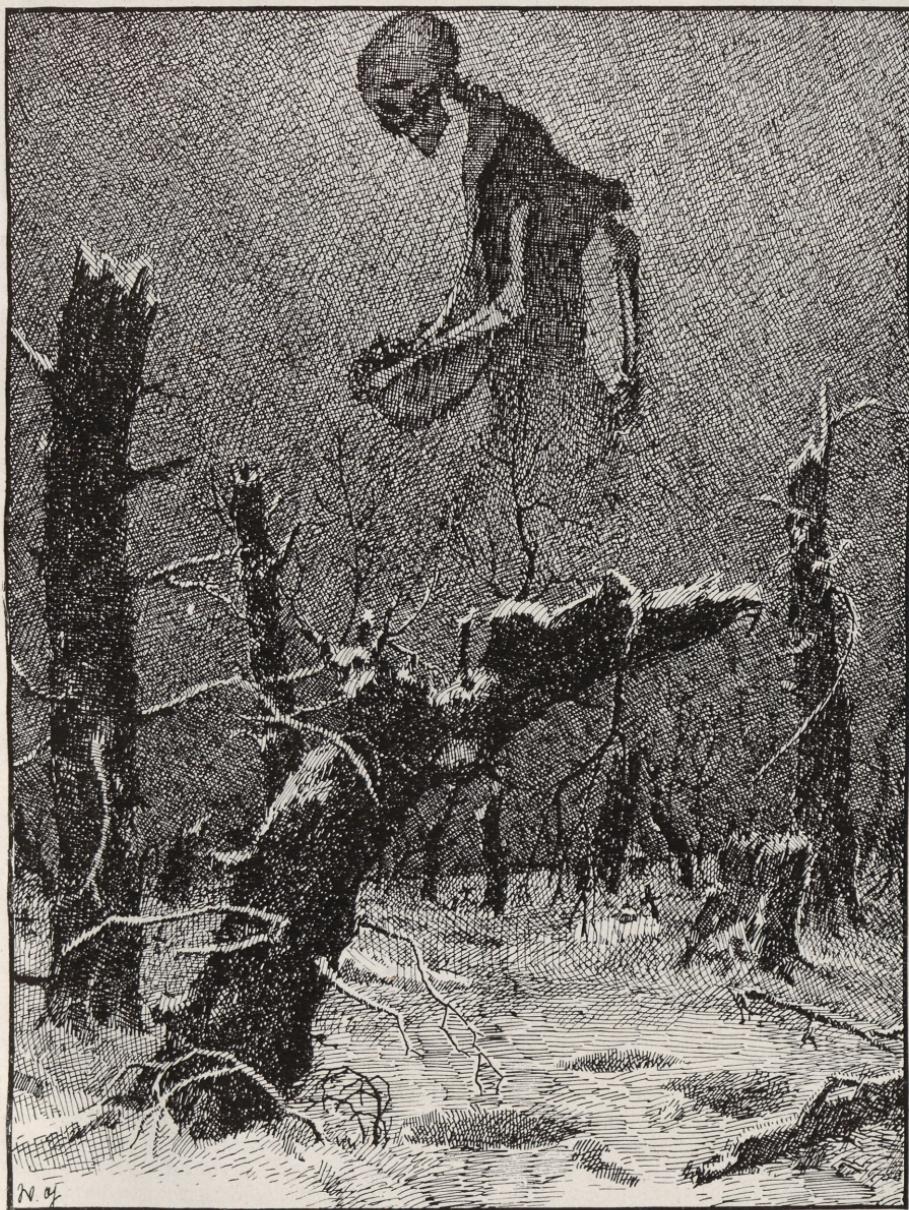
Der Grundirrtum über das Wesen des Märchens geht aus von den Romantikern. Sie hatten sich, selbst mit Phantastik belastet, seiner als eines für die Phantastischen bemächtigt, es als Tummelplatz eigener Unstethheit besetzt. In Wahrheit ist Märchen Erzeugnis fruchtbarer, or-

ganisch bauender Phantasie, gewachsen auf festler gesunder Erde, von innerster Stetigkeit. Nicht sprunghaft, flackernd: stark, warm, reifend ist sein Licht. Denn Märchen wohnt in den Tiefen der Menschenseele. Märchen ist, entgegen irrtümlichem Glauben, durchaus keine romantisch sentimentale Angelegenheit, sondern naives Produkt unendlich älter als die Romantik, von ihr bloß in weite Kreise getragen, literarisch gemacht.

Ludwig Tieck, Stammvater der Generationen sogenannter Märchenspielichter, bis hinab zum Weihnachtsbenefizianten phantasielosester Lustspielregisseur, hatte sich des Märchens als Mechanismus mit allen erdenklichen Bewegungsmöglichkeiten für „romantische Ironie“, das ist: Kritik der Zeitercheinungen, bedient, hat seine süßen Glieder verrenkt, sein Herz zerlacht, seine Seele zerflittert, seinen Glöckenschlag verstimmt. Seine Nachfahren sanken, beschwert vom Grobstofflichen, in die Niederungen des Un-dichterischen und krümmten sich dort bis heute weiter.

Nicht also um einer Romantik willen, die etwa in ihm liege; nicht wegen seiner weltfremden, oft drastischen Naivität rufe ich nach dem Märchen. Sondern um jener seiner Weisheit willen, die weit tiefer geht als sittlichen Spekulationen: hinab in jene kristallklare Tiefe, die vielen in ihrer Klarheit nicht tief genug erscheinen will, in die aber Sinne und Geist immer wieder tauchen wollen, wenn sie vom heute zum Morgen sich rüsten.

Träger des Märchengeschahens sind die Märchenwesen. Nicht flitterhafte, wie Puppen einander gleichende „Märchenprinzessinnen und Prinzen“, gute und böse Feen, antlitzlose Prinzipien, seelenlose Mächte: — sondern Menschen, adelig durch ihre Freiheit, mächtig durch die Stärke ihrer Gefühle, der Kraft ihres Wunsches, Menschen von Fleisch und Blut, erfüllt mit einer Seele, beglückt und beglückend in dem Glauben an eine Wahrheit, d. i. treue Hingabe an das eigene Wesen und an das Wunder als an die natürliche Erfüllung dieses Wesens: an eine Kraft, die dieses Wesen von den Gewaltsamkeiten und Launen zufälliger Wirklichkeitsgebundenheit löst und ihnen den gemeinsamen Pulsschlag nach den Gesetzen eines Lebens in Wahrheit gibt. Das Wunder im Märchen ist Bildwerden der in ungemeiner Intensität ausstrahlenden Wünsche, Gefühle, Gedanken: Strahlungen, die in der Atmosphäre des Märchenraumes zu Bildern kristallisieren, im Geschehen sich verdichten.



Willi Geißler (1917)

Totenwald

Bis hinauf und hinab in die Tiefen und zu den Höhen menschlichen Tuns, menschlichen Irrtums, menschlichen Schmerzes, menschlicher Freude strahlen die Märchenwesen für den, der ihnen in die Augen zu sehen vermag, ihr Leben. Ihre Heimat ist das All. Dort treffen alle Stimmen der Natur zu einem einzigen Akkord zusammen, der in Stärke und Polyphonie das Homerische bestimmte, der der Orgelpunkt des Shakespearischen ist. Voll Gefühl, ohne den leisen Zug von Sentimentalität; wunderbar und selbstverständlich, rätselhaft verschlungen und klar; unendlich vielfältig und im Notwendigen begrenzt; jedes einzelne dieser Wesen durchaus seine eigene Sprache sprechend, eigen in Gebärden, im Rhythmus der Bewegungen, in Gewohnheiten, Wünschen, Menschlichkeiten; alle im gemeinsamen Elemente unbeschränkter Bewegungsfreiheit an strenge Gesetze gebunden, einen Freistaat unter sich bildend; eine Familie, der Wahrsagkraft und Schönheit entsprungen und ihnen allein verpflichtet, — lauter Königskinder: so sehe ich die wirbelnde Fülle dieser süßen Gebilde erlöst in die leuchtende Form.

So zuversichtlich erwarte ich auch von hier aus das neue Licht über unserer und unserer Kinder Seele, wie es nur der darf, der als Zweck schmerzhaften Aufgebens des ganzen verödeten Weltteiles menschlicher Vorurteile und Hässlichkeiten die Besiedelung einer wiederentdeckten inneren und äußeren Welt erkennt. So inbrünstig erschne ich das Goldene dieser Kunst; so restlos heiter wünsche ich ihre Gebilde, so ganz um ihrer selbst willen, wie sie nur den Notwendigkeiten wurden, der diese verwilderte Zeit der Zweckhaftigkeiten durchlebt.

Märchen wollen erzählt sein.

Märchen erzählen heißt: Verworrenes entwirren, Wunderbares entschleieren. Nicht mit dem Verstände und mit den Fingern, sondern mit dem Gemüte. Ein rauer Griff, ein unreiner Gedanke, ein falscher Ton, — und die Gebilde aus Lichtstrahlen zerknittern und entseelen.

Märchen erzählen wir den Kindern.

Wer sind die Kinder? Das steht nicht in den Geburtscheinen, sondern in den Gemütern; wird nicht bestimmt vom Alter der Köpfe, sondern von der Jugend der Herzen. Und so wünschte ich zu recht vielen zu reden, von ihnen allen verstanden zu sein, — von der großen Gemeinde der kindlichen, das heißt jener Menschen, die irgend den Willen zur Schönheit, zur Freude, zur Wahrhaftigkeit haben.

Wer ist der beste Erzähler?

Die Bühne. Denn sie verfügt über die reichsten Mittel der Erzählungskunst. Sie ist der gegebene Raum für das Erzählen. Denn Erzählen heißt in die Phantasie stellen. Und in diesem Raum löst sich vom lebendigen tönenden Worte die Gebärde, tausend Lichter, unendlich fließende Farbe, — alles in Einem: Brechungswirkungen des dichterischen Wortes im festumgrenzten Raum, in seiner von tönen und leuchtenden Schwingungen gesättigten Atmosphäre, — die für alle Sinne wahrnehmbare Emanation des suggestiven poetischen Wortes als bildnerisches Material, der volle, sinnliche Akkord allen Wollens, Fühlens, Wissens: das blühende, beseelte Spiel. In ihm will das Märchen nicht deuten sondern darstellen, nicht belehren sondern verkünden, nicht beanspruchen sondern bestehen.

Kein Bühnenwerk ist wahrhafter als das Bühnenmärchen; denn das Märchen ist aus sich Verkündigung der Unwirklichkeit. Ist im vollen und letzten Sinne der von aller Täuschung befreite Schein, der nie die Wirklichkeit erreichen will. Alle Unwahrhaftigkeit der Bühne ist Folge aus dem bewußten Willen, irgend Wirklichkeit vorzutäuschen. Darum muß auch umgekehrt das Märchen, als das bewußt Unwirkliche, auf der Wirklichkeitsbühne mit ihren Täuschungsmitteln — und das ist die Bühne von heute vornehmlich noch — unwahr erscheinen.

Eine Reihe deutscher Bühnen hat nun mit Aufführungen meiner Märchendramen und Legenden spiele dem Stil für Märchendarstellung Wege erschlossen, die aus barock-romantischer Tradition und völligem Verfalls der Gattung in die Freiheit blühenden reinen Spieles führen werden. Die glückhafte Tatsache beginnender innerer und äußerer Umstellung des Theaters einerseits, dichterische Erfüllungen andererseits geben mir Recht und Pflicht zu wirklicher neuer Märchendarstellung aufzurufen. Daß solche Forderung noch nicht gestellt wurde, hat natürlichen Grund: es gab die reine Gattung des Märchendramas bisher überhaupt nicht. Begaben sich Dichter heute ins Märchen, so wird es ihnen nicht mehr als Mischungselement. In „Hanneles Himmelfahrt“ hängt das Märchen als röhrendes farbiges Bild in grauer Aerlichkeit. Hier ist Märchen Ausgeburgt totkranker Phantasie, Dampf aus fieberheißen Körper: dramatisch ein ganz Unorganisches subjektiver Erlebnisse des sterbenden Kindes neben objektiver

Darstellung seiner realen Umgebung. In der „Verunkenen Glocke“ ist es nicht Wesentliches, sondern Formales: symbolisierendes Attribut. „Und Pippa tanzt“ ist Mischung, bedenkliche Mischung aus Wirklichkeit und Wachtraum, verfinnlicht durch das Gegenständliche des Märchens:

drück entstanden, wie alles Strindbergsche, Experiment und im Symbolischen verhaftet. Notwendig fehlt allen diesen Erzeugnissen das Unmittelbare, Selbstverständliche mit der stofflichen Reinheit, dem Diamantenen des Märchens, das nicht Rätsel, sondern Verkündigung, nicht stoff-



Willi Geißler (1922)

Gefesselter

Schulbeispiel unreiner Gattung und unreinen Stoffes. Weit tiefer röhrt Maeterlinck, am tiefsten im „Blauen Vogel“, an die Wurzel des Märchens; ihm ist es auch mehr als Brücke in eine Welt seelischer dunkler Geheimnisse, wesentlich mehr als Dekoratives. Aber letzte, entscheidende Unmittelbarkeiten sind nicht da; es hängt ein Flor vor allem Geschehen, der es aus dem Bildhaften nicht heraustreten lässt. Endlich bleibt Strindbergs „Schwanenweiß“, unter Maeterlincks Ein-

liche Hülle, sondern Kern des Seelischen ist.

So verpflichten meine Forderungen nur Märchengestaltungen, die das Märchen rein und um seiner selbst willen dichterisch-dramatisch umfassen, die ganz in seinem Schwerpunkte hängen und damit aus dem Menschlichen ungebrochen ins Kosmische und Mythische strahlen. Aus dem Wesen solcher Märchengestaltung heraus umschreibe ich andeutend aber fest die Gesetze, unter denen sie auf der Bühne steht: des her-

auslösens des Märchens als reinen Wesenskern aus zahllosen krausen, unwesentlichen Verhüllungen, Vorwänden, Zwecken, Entwertungen.

Die Begebenheit im Märchen ist schlicht und klar, stark und tief: so ist die schlichte reine Linie der feste Weg alles Märchengeschehens. Die Seele des Märchens ist das Wunderbare-Selbstverständliche, die goldene Leuchtkraft der Linie, die ihr das Schwebende gibt. Der Rhythmus des Märchens ist Farbigkeit in sinnlich blühendem Wechsel, der die schwebende, leuchtende Linie beschwingt. Indem sie leuchtet und schwingt, klingt sie in jenen silbernen Tönen, die in den letzten Dingen alles Menschseins wohnen; bald trauernd, bald jubelnd, dort werbend, hier gewährend erwachen, als tausendfältige Stimme aller Naturdinge im Menschlichen sich brechen: zum dichterischen Worte sich ordnen.

Dann also wird die Bühne diesen Ton unfehlbar treffen, wenn sie das Dichterwort äußerlich und innerlich dichtertreu wiedergibt; denn der Dichter selbst empfing und gab alles im Worte. Das befehlte Menschenwort ist der Stoff, aus dem auch die Bühne ihr Werk zu formen hat: nirgends ist es in so hohem und einzigm Maße Erreger aller sinnlichen Darstellungsaggregate der Bühne wie im Märchen. Dort klingt, leuchtet, gebärdet sich alles so intensiv, daß Gebärde, Licht, Klang als Dreieinigkeit nur mit dem Worte ihren Sinn erhalten, das ihre Gebärerin ist.

So ist das Märchen echtgeborenes Kind jenes Weltraumteiles, in dem kraft dichterischen Willens und Wortes alles zu einem Leben sich ordnet, das wohl seinen Trieb, nicht aber seine zufällige Stofflichkeit aus der Wirklichkeit zieht; das nirgends anderwärts lebt als aus diesem Willen und in jenem Weltraumteile, ihn aber damit zum Sinnbilde des Weltalls verdichtet, gleichsam den Hohlspiegel darstellt, in dessen Brennpunkt Weltlicht, Weltklang, Weltbewegung — Weltgeist sich sammelt.

Nicht aus Prunk und Phantastik der Requisiten, sondern aus Glanz und Wärme des dichtertreuen Menschenspiels; nicht aus materiellem Betonen des Wunderbaren mit überladen Stofflichem und in technischen Kunststücken, sondern aus dem Schlicht-Selbstverständlichen alles wunderbaren Geschehens steigt die leuchtende, klingende, beschwingte Linie des Märchen-Spiels auf. Auch nicht dem Sparanischen im Szenischen ist damit das Wort geredet, wenn die Not der Zeit gelegentlich auch

hier eine Tugend machen möchte. Aber der unerschöpfliche Reichtum des befehlten Menschen-Spiels wird seinen Glanz am stärksten dort entzünden, wo er nicht überschrien von blendenden Illusionskünsten, sondern ausgebreitet ist auf harmonisch gegliederten Raumakkorden.

Sinnfälligkeit ist das Wahrzeichen lebendiger Kunst; Sinnfälligkeit ist Voraussetzung für das Geschehen auf der Bühne; sinnfällig ist das Märchen. So drängen beide, Märchen und Bühne, zueinander, und dann wird dort in künstlerischen Festen der Lebensfreude aller Geist Sinn, aller Sinn Geist. Alle besten Säfte des Volkskörpers, aller Duft seiner Seele verdichtet sich zum schlanken, regenbogenfarbigen Kristall. Und damit ist dem Märchenerzähler vor seinem tausendstimmigen Instrument Bühne der Schlüssel zu den Registern, das Geheimnis der innerlichsten Wirkung in die Hände, auf seine Schultern die Bürde der Forderung und der Verantwortung seines Tuns gelegt; in seine Seele die Seele der dichterischen Gegenstände gesenkt, daß beide aneinander erwärmen und sich entzünden.

Jeder einzelne dieser Gegenstände trägt seinen durchaus eigenen Grundakkord als Klangelement eines gemeinsamen großen symphonischen Gewebes gebunden in sich. Bei den Brüdern Grimm ist es immer nur der eine Ton, der in seiner Gleichheit, bei aller Liebenswürdigkeit und stillen Innigkeit, die Mannigfaltigkeit und Wesensverschiedenheit der Einzelwesen und ihrer Schicksale umkleidet. Das Märchen vom Marienkind, von der Gänsemagd, vom Froschkönig, vom Schneewittchen und vom Rapunzel: es ist überall die gleiche heimelige Farbe, derselbe süße Ton, überall dieselben Wesen mit den nämlichen großen, goldenen Augen. Vielleicht ist es Ehrfurcht der Gelehrten, die selbst keine Dichter, mit dem Darstellungsmittel des schlichten, beinahe sachlichen Berichtes, nur zuweilen überhüst von einem leisen Lächeln, leicht gekräuselt von einem heimlichen Seufzer, scheu durchstreift von verstehendem Spott, im feinsten Taktgefühle sich persönlich zurückhalten hinter dem großen Herzen ihres Volkes, dessen Schläge in seinen Märchen donnern und zittern, klagen und jubeln. Und sie zeichnen mit Fleiß und Gründlichkeit die ewigen Spuren dieser Schläge nach? Eben darum aber ist diese Bibel des Märchens, Offenbarung der tausend Sungen desselben Herzens, der Grundriß für das Wohngebäude der deutschen Märchenwesen, diesen Lieblingen aller Geringen und Hoffenden, aller Liebenden

und Vergessenen, aller Werdenden und Enttäuschten, aller Singenden und Verstummten; ist sie das Feld gleichmäßiger Maschen des Grundes, auf dem der Nacherzähler die ganze Fülle seiner Formenhaftigkeit und Farbigkeit auszubreiten vermag. Er findet die dichterischen Gegenstände im besten und fruchtbarsten Sinne verstoßlich. —

Der Schöpfungs- vorgang, dieses einander Durchdringen von dichterischer Persönlichkeit und poetischer Materie, vollzieht sich bald zwanglos; bald schmerhaft; ist bald erkaufst mit restlosem Verzicht, etwa auf Eitelkeit bloßen Körnens, bald geschenkt in glücklichster Vermählung. Es ist der steile Weg ins Fabelland der Wahrheit und Schönheit durch dunkle Stollen und goldene Schächte bis zum Feuer der Welt. Hier wird der Dichter Schöpfer oder Stümper. Tut er dem natürlichen Wuchse der Urwesen Gewalt an, so zerbricht er ihren

Körper und bringt ihre und seine Seele zu Schaden; wird nicht ihr Befreier; verschüttet sie; und sie sterben wie die leichten Vögel in derben Bubenhänden. Als Bildner erfindet er, nämlich: findet neue Verbindungen vorhandener Elemente, deekt sie auf, verwertet sie, die vielleicht in allen Enden dieser Welt zerstreut und verborgen sind. Zueinandergestellt in Urzusammengehörigkeit, öffnen sie tiefste Einblicke in das Herz aller menschlichen Vorgänge, wei-

teste Ausblicke auf die Seele der Welt. Gerade hier wird unter schwersten persönlichen Opfern die Polypphonie der Erscheinungen gewonnen und erhalten, ohne in Spalttöne und unklare Akkorde zu verfallen. Ganz besonderer Takt ist Voraussehung, ohne den es unversehens zum gewaltsamen Verbiegen der monumentalen Linie

in Künstlichkeit und Unwahrhaftigkeit führt. Dort, wo dieses Geschehen schon ungehemmt, wechselvoll bewegt, innerlich und äußerlich sinnvoll, wie das Volksgefühl eben dichtete, auch in einem gewissen ursächlichen, dramatischen Rhythmus fließt, reißt der Lebensstrom den Dichter mit sich; und er, mitgerissen, reißt weiter fort und hinauf auf die höchste Plattform gebundener Vitalität: zum Kunstwerk. Wo der Lebensstrom aber stockt, wo er plötzlich im steinigen Boden allzu oft sich verliert, wie die Seele der Völker zuweilen in dunklen Stun-



Willi Geißler (1922)

Die Zuchthausrose

den des Mißgeschicks, oder in Jahren der Sattheit: dort reißt der Dichter ein, dringt nach, baut um. Er befreit das ursprüngliche Wesen von einer Hülle, die Unzulänglichkeit, Mißverstehen oder engere, etwa lehrhafte Zweckmäßigkeit darumgelegt haben. Er holt Verschüttetes an die Sonne, erwärmt Erstarrtes in seinem Atem. Und was als willkürlicher Anbau erscheinen mag, wird Ausbau bis ins Letzte.

Hier aber bin ich schon mitten in den Geheimnissen des Werdens, das selber Märchen ist: in Geheimnissen, die, fürchte ich, sich verflüchtigen, wenn sie vom Verstände behauscht werden. Ich kann den langen Weg zur Vollendung nur andeuten. Aber ich darf fest hinaufzeigen an sein Ende: dort liegt hinter einer goldenen Pforte, zu der der Dichter einen hartgeshmiedeten Schlüssel: sein Werk, mit sich trägt, ein weiter tiefer Garten. Darin spielen in der Sonne schöne, nackte Wesen: lauter Königskinder. Und das sind die Märchen: Sonnenpiegelungen unser selbst auf der Schaubühne besseren Bewußtseins, durchleuchtet von dem Gefühl einer Gottmöglichkeit. —

Daß die deutschen Volksmärchen, die die Brüder Grimm zusammengetragen und unter dem Sammelnamen „Kinder- und Hausmärchen“ herausgegeben haben, noch etwas ganz anderes sind als ein Buch für Kinder; daß dieses Zeugnis treuer Volksliebe, innigen Herzensverstehens, wunderbarer Naturnähe starkgeistiger Menschen nicht mehr, aber auch nicht weniger bedeutet als den Niederschlag einer Urpoesie voll mythischen Sinnes, einen rührenden Hauch menschlicher Leidens- und Freudengeschichte über den Alltag eines immer rauheren, immer einseitiger auf den Vorteil des Einzelnen eingesetzten Erwerbslebens; daß dieses Buch ein unendlich kostbares Gefäß ist, in dem köstliche Früchte, unter den Jahreszeiten materialistischer Dürre zusammengeschrumpft liegen; in sich, wie das scheinbar vertrocknete Korn, die Macht auf-

gespeichert halten, im rechten Boden und unter den rechten Himmeln zu Wunderwäldern sinnlich-geistiger Lebensformen auszutreiben, — dessen bin ich mir staunend und beglückt bewußt geworden, als meine Kinderträume wiederkamen in Ruhestunden zwischen Lebensstürmen und den grauenvollen Erfahrungen in dieser Zeit allgemeinen Selbstzerfleischens und tierischer Gier gegenseitigen Verschlingens. Aus ihm habe ich den für Viele und immer mehr törichten Glauben gehoben an eine wiederschöpferische Zukunft, und ich begann dann in der Reihe meiner Märchendramen und Legendenstücke*) es zu versuchen, diesen Glauben in mir selbst und noch in denen zu festigen, die ihn bestätigt haben wollen mit den Worten und Bildern eines dichterischen Willens. So möchte ich jene Form gefunden haben, mit der sich die epische Fläche des sächlichen Berichtes zum klingenden Raume rundet, zum leibhaften Geschehen verdichtet und es mit unserer Seele und mit unserer Blute erfüllt. Und ich wünschte mir, daß viele vor diesen Spielen etwas erlebten, das ihnen tief vertraut ist und dennoch dem Auge in farbigen, tönenenden, bewegten Bildern zum ersten Male Wunderdinge zeigt: die bewußten und unbewußten leichten Wünsche unserer Seele.

*) Bisher sind im Verlag des Büchernovellbundes, Frankfurt a. M. erschienen: die Legenden „Gevatter Tod“, „Marienfind“ und „Brüder Lustig“; die Märchendramen „Die Gänsemagd“, ein Tier- und Menschenmärchen“, „Der Großkönig, ein Brunnenmärchen“, „Schneewittchen, ein Wintermärchen“, „Dornröschen“, ein Blumenmärchen“, „Rapunzel, ein Gartennmärchen“.

Das Krantor

Was stehst du so von Ernst umwölkt, mein Tor?
Du Mal! Du Spuk! Herrliches Ungeheuer!
Arthieben gleich brechen die Abenteuer
aus deinem Wetterangesicht hervor.

Ich ruf dich an beim heil'gen Florian
(der dein geweihtes holz vor Brand behüte):
„Neige dich mir in deines Alters Güte!
Sieh: Liebe hieß mich deinem Kummer nah'n!“

Ich sehne Hände, Koggenstolz und Stahl,
ein Schmerzgeschlecht von Handelnden und Schweigern! —
Bis dahin laß mir Fernsein und Verweigern
und forsch' nicht in meinem Blick der Qual!“

Und tiefer über nachtend blaue Flut
schiebt sich des Tores braune Riesenhaube:
„Warum ich grolle? Weil ich nicht mehr glaube
an Euer Tun, fragender Sohn der Brut,

die mich umgibt, umgirrt, umspeit, umkeucht
mit krummem Rücken und mit vielem Schwäzen,
die Schmerz verschleudert wie den Leib die Mehen
und deren Herd von fremder Art verseucht.

Turgeneff und Theodor Storm

Von Gertrud Storm

An dunklen Winterabenden durften wir Kinder mitunter vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen zu unserm Vater in sein Studierzimmer kommen. Das einzige Fenster hatte den Blick in den Garten. Im Frühling nüchten weiße Hollunderblüten ins Zimmer, und unser Vater konnte in der Lindenlaube vor dem Hause seine Kinder spielen sehen. Im Winter glitt der Blick über beschneite, weiß schimmernde Gärten, und wenn der Sturm kam und am Fenster rüttelte, dann hatte die Behaglichkeit im Zimmer ihren Höhepunkt erreicht. Die Wände der Studierstube waren tief rot, die Decke von dunklem, geschnittenem Eichenholz, an den Wänden standen alte, ehrwürdige Bücherschranken. Vor dem alten Sofa, auf dem mein Vater schon als ganz kleiner Junge hin- und herlief, die eingekleidete Hirschjagd betrachtend, stand ein Tisch mit einer schwarzen, polierten Platte. Wenn die Hängelampe über dem Tisch brannte, saßen wir Kinder uns erwartungsvoll um ihn herum, meine Mutter saß meistens, und das erhöhte noch die Behaglichkeit, etwas seitab mit ihrem schnurrenden Spinnrad. Nur breitete Vater die wunderbarsten Bilderbücher vor uns aus, alleine durften wir sie nicht besehen. Die „Schieferfaselbilder“, das Buch von der „Insel Marzipan“, der „Vorgeschiedliche Mensch“ und viele andere, von denen er uns die wunderbarsten, ewig unvergessenen Geschichten erzählte. Mitunter hielten wir ihn, uns sein Photographiealbum zu zeigen — heute ist es mir wie eine Illustration zu allen seinen Briefen. Besonderes Interesse hatte der russische Dichter Ivan Turgeneff für uns, der uns aus wunderbar schönen und guten Augen anblieb. Neben seinem Bilde stande das einer so häßlichen, aber geistvoll blickenden Frau, daß sie uns Kindern allein schon um dieser Häßlichkeit willen interessant war.

Das war die in Paris geborene Sängerin Pauline Garzia — sie heiratete 1841 den französischen Schriftsteller Viardot. Ein seltenes, reines Freundschaftsverhältnis verband diese drei bedeutenden Menschen. Turgeneff soll, so erzählte mein Vater, die Viardot so geliebt haben, daß er nie geheiratet hat, obgleich er in dem ersten Brief an Ludwig Pietsch von einer Tochter erzählt. Sein Leben war von dem der Viardots schließlich unzertrennlich.

Eine uns unvergeßliche kleine Geschichte von Turgeneffs Großmutter mußte Vater uns jedesmal von neuem erzählen, wenn wir das Album besaßen. Turgeneff selbst hatte sie Vater erzählt. Diese Großmutter ist eine stolze und grausame Frau gewesen, die ihre Leibeigenen mit eigener Hand mishandelt haben soll. Eines Morgens sollte ein junger Knabe ein Feuer im Kamin anlegen. Es ging der Dame nicht schnell genug, sie nahm einen schweren Feuerhaken und schlug dem Knaben mit ihm über den Arm, daß er brach. In dem Augenblick wurde Besuch gemeldet. Sie warf den Knaben auf eine Bank und bedeckte ihn mit einem großen Kissen, mit dem die Sitzbank belegt war, und setzte sich, wie die Gäste eintraten, auf seinen Kopf — und wie sie wieder fortgegangen waren, war der arme Knabe tot.

Turgeneff soll, als er sein Erbe antrat — er besaß südlich von Moskau ein Gut Spakkoie — allen seinen Leibeigenen die Freiheit geschenkt haben.

Die Veranlassung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen meinem Vater und Ivan Turgeneff war der Tod meiner Mutter. Am 4. Mai 1865 gab sie ihrem siebenten Kinde, einer Tochter, das Leben. In Husum herrschte der Zeit das Kindbettfieber. Auch sie wurde davon ergriffen und war nicht mehr zu retten. An einem düstreschweren Frühlingstage senkte man den mit Buchengrün und Maililien bekränzten Sarg in die alte Familiengruft auf dem St. Jürgenfriedhofe in Husum. Alte Linden, unter denen schon der erste reformierte Prediger Hermann Tast seine kraftvollen Reden hielt, umrauschen sie immer noch. Einsamkeit und das quälende Rätsel des Lebens trieben den Vereinsamten ratslos umher. Da traf eines Tages ein Brief von dem ihm seit Jahren befreundeten Kritiker und Schriftsteller Ludwig Pietsch ein, der ihm eine Einladung Turgeneffs brachte.

Pietsch hatte Turgeneff von dem Freunde im hohen Norden erzählt und von seinem schweren Verlust. „Storm muß zu uns kommen und natürlich bei uns wohnen“, rief er aus und lud ihn sogleich durch Pietsch ein.

Die erste Anknüpfung zwischen Pietsch und meinem Vater war die zarte Jugenddichtung „Immensee“. Der Verleger Alexander Dunker

forderte Ludwig Pietsch auf, einige Zeichnungen für die Dichtung zu entwerfen und sie dem Dichter vorzulegen. Das geschah. An einem herrlichen Maitage, so erzählt Pietsch in seinen Aufzeichnungen, besuchte er zum ersten Male den Dichter des „Immensee“, um ihm seine Zeichnungen zu bringen. Mein Vater fühlte sich in ihnen im Tiefften verstanden — und der Faden eines Freundschaftsbundes war geknüpft, der bis ans Lebensende ungelockert blieb. Pietsch war eigentlich Maler. Außer dem illustrierten „Immensee“ sind noch seine Zeichnungen zu Reuters „Stromtid“ und zu „Goethe in Straßburg“ und die vorzügliche Porträtszeichnung meiner Mutter bekannt.

Wie ein Lichtstrahl fiel diese herzliche Einladung in meines Vaters verdüstertes Gemüt. Er reichte Urlaub ein und erhielt ihn und mache sich am 1. September auf die Reise. Ueber Minden, wo er Elise Polko, und Frankfurt, wo er Tycho Mommsen besuchte, gelangte er nach Baden-Baden. Turgeneff hatte noch in der Schillerstraße 277, bei Frau Arnstatt, einer mütterlich für ihn sorgenden Frau, seine Wohnung, Viardots wohnten am Tiergarten. Die reizende Villa, die Turgeneff sich nahe den Freunden erbauen ließ und die mein Vater „Schloß“ nannte, war noch im Bau. Alles Erzählen wurde aufs Mündliche verspart, so gibt es nur noch ein Rundschreiben an die Familie, das von diesem erinnerungsreichen Besuch erzählt. Alle, die uns sonst davon erzählen könnten, leben nicht mehr.

Baden-Baden

„Am Montag kam ich um 10½ Uhr abends in Frankfurt bei Tycho Mommsen an . . .“, heißt es in dem Rundschreiben, „und nun lebe ich schon fast acht Tage in dieser paradiesischen Gegend, die ich leider wegen der unerträglichen Sonnenhitze nicht so recht genießen kann. Nur selten bin ich mit Pietsch, der seit sieben Wochen bei Turgeneff ist, auf den Bergen und in den alten Schloßruinen gewesen. In diesen sind die behaglichsten Wirtschaften eingerichtet, so daß man bei einem Glase Wein auf die köstlichen Schwarzwälderberge und die wunderbar mit Gärten, Villen, Schlössern über- und durcheinander gebaute Stadt herabschauen kann. Was soll ich von Turgeneff sagen? Das muß erzählt werden. Turgeneff ist einer der schönsten Männer, die ich jemals sah, eigentlich etwas fremdartig, aber höchst liebenswürdig. Schon am ersten Abend waren wir in der Villa Viar-

dot, die zehn Minuten von der Stadt liegt. In einem besonderen Gebäude neben der Villa liegt der Musiksaal. Nie habe ich bei einer Frau höchste Genialität und reinstes Menschentum in solcher Herrlichkeit ausgeprägt gefunden, wie bei der Viardot. Man möchte gleich vertraulich mit ihr sein, wenn die imponierende Größe der Persönlichkeit nicht davon zurückhielte.

Wie alle übrigen, so sprachen auch sie und Turgeneff vollständig geläufig deutsch. Viardot selbst, ein als spanischer und französischer Literaturforscher bedeutender Mann, spricht leider nicht deutsch und ich bekanntlich nicht französisch. Das genierte mich etwas. Turgeneff sagte: „Können Sie nicht wenigstens einige französische Worte murmeln?“ Das versprach ich denn zu versuchen und brachte es auch wirklich fertig, so daß die andern ausriefen: „Da kommt es ja heraus!“ Aber mehr kam denn auch nicht.

Als wir am ersten Abend in der Villa Viardot ankamen, waren Viardots im Theater und nur eine Schülerin der Viardot, ein Fräulein von Sörger, war da. Sie ist jetzt als Primadonna für die Berliner Oper engagiert, will aber durchaus nicht fort, weil sie sich in ihrer leidenschaftlichen Liebe nicht von der Viardot trennen will. Pietsch wird sie aber par ordre du musti mitnehmen, wenn er zurückkehrt. Wir gingen noch lange bei dem wunderschönen Mondschein, der die Berge umher mit wahrer Zauberlichte umgab, im Garten umher, besahen im Mondchein Turgeneffs Schloßchen, das er sich dicht an der Villa Viardot erbauen läßt, und schöpften mit der Hand Wasser aus einer Quelle, auf die er so kindlich stolz ist. Endlich kamen Viardots, und es wurde köstlicher Tee getrunken, der mir aber eine schlechte Nacht bereitete. Um Mitternacht gingen wir nach Hause. Ich bin in den Kur- und den Spielsälen gewesen — ich habe doch eigentlich keine Vorstellung von einer solchen Wirtschaft gehabt. Diese jeunesse dorée, die man überall durch die offenen Fenster mit schönen Frauen der Pariser Demimonde bei kleinen Sopers usw. Geld vertuuen sieht. Dies schwindelnde Genusseben der Geld- und Adelsaristokraten, wie weit liegt das ab von unserem Tagewerke und glücklicherweise auch von den schönen und bedeutenden Menschen, unter denen ich hier lebe.

Gestern (Sonntag) war musikalische Matinee bei der Viardot. Nur Fürstinnen, Prinzessinnen und Freunde des Hauses waren geladen. Vorne saß eine feine, freundliche Frau, das war die Königin von Preußen.

Niemals habe ich eine Persönlichkeit gesehen, die mir als Mensch und Künstler zugleich einen so bedeutenden Eindruck gemacht hat, wie die Viardot; es müßte denn dieser Prachtmensch Turgeneff sein. Er sagt sehr richtig von ihr: „Obgleich ihre allerdings gewaltige Stimme weder an sich schön noch jetzt mehr jung ist, so sind alle anderen Sängerinnen doch nur Singvögel gegen sie. Bei ihr hört man immer das Rauschen von Adlerschwingen.“ Ihre Kompositionen Mörikescher Lieder müßtet ihr hören. Da hört wirklich alles auf! Vorgestern vom Diner bis Mitternacht draußen bei Viardots, wohin auch Hiller, der Komponist der „Zerstörung Jerusalems“, eine zeitlang kam. Gesang — genialste Musik. Ich sang auch eins von den wunderschönen Liedern der Viardot, während sie begleitete, und sie sagte freundlich: „Bravo, Herr Storm!“

Dann mit der Viardot und der Primadonna noch im Mondchein gewandelt in dieser zauberischen Gegend.

Heute vormittag wieder mit Pietsch in den Bergen, tief unter uns die mächtigen Schwarzwaldtannen, dann ins Flüßbad. Die Sonnenglut hier ist gar nicht zu beschreiben, und dabei weht vor allen Bergen und Wäldern dieser feine Septemberduft. Für einen, der sein Herz gesund in der Brust trägt, muß es entzückend sein.“

Am 13. September verließ mein Vater Baden-Baden. Der deutsche und der russische Dichter hatten sich gut verstanden und unvergessliche Tage zusammen verlebt. „Ich bin zwar nicht Jupiter“, äußerte Turgeneff beim Abschied, „aber ich sage doch, so oft du kommst, sollst du willkommen sein.“

Die ersten zwei der nachfolgenden Briefe sind an Ludwig Pietsch gerichtet. Pietsch schenkte sie meinem Vater, um ihn mit Turgeneff vertraut zu machen. Turgeneff und mein Vater sahen sich nie wieder. Die „graue Stadt am Meer“ dünkte dem russischen Dichter aus der Welt liegend, und der nordische Freund konnte sich nur schwer entschließen, über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus seinen Wanderstab zu setzen — so schief der Briefwechsel leise ein.

Aber Turgeneffs Name wurde in unserm Hause oft und liebvoll gesprochen, und seine Dichtungen gehörten zu den am meisten bei uns gelesenen.

*Ivan Turgeneff an Ludwig Pietsch
Baden-Baden, Schillerstraße
den 11. März 1865*

Ja, mein lieber Freund, Schwiegervater! Ein hübscher, blonder, dreißigjähriger Bursch mit einem langen Schnurrbart und energischen

Zügen, Namens Gaston Bruère, nennt mich „cher papa“ und vielleicht bin ich schon jetzt Großpapa — „an sich“ — wie sich der alte Hegel ausdrücken würde. — Sie können sich nicht meine Zufriedenheit denken: Ich hätte keine bessere Wahl treffen können — und meine Tochter scheint überglücklich zu sein. Sie wird in der Provinz leben, zwischen Vendome und Chateaudun — wo ihr Mann eine bedeutende Glasfabrik hat. Es war doch ein eigenes Gefühl mit dem Tage der Hochzeit etc. . . . ein sonnenbeschienenes, weißhalsbindiges, kirchenkühl-zeremoniell-freudiges und einfältig-lächelndes Rührungsgefühl! —

Jetzt sitz ich wieder hier, an dem alten, lieben Fleck und bin ganz fidel, und habe — sogar — angefangen zu arbeiten. Das kommt mir ganz wunderlich vor. Daß man so etwas aufs Papier hineinwürgen kann! Wir wollen sehen, was daraus werden wird.

Im Tiergarten — und das ist natürlich die Hauptfache — geht es ganz gut.

Mm. Viardot hat sich in der letzten Zeit viel mit Komponieren beschäftigt — sie hat einen ganzen Ciklus Mörikescher Gedichte in Musik gesetzt — wirklich ganz poetisch. Einige Sachen wie „Die Nixe Binsefuß“ und das „Verlassene Mägdelein“ — geradezu genial. Das werden Sie aber hören — wenn Sie hierher kommen — und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wann Sie auch kommen — No. 277 in der Schillerstraße beide Türflügel weit öffnet — und daselbe tut auch Frau Arnstett mit ihren „mütterlichen Armen“, wie die Kaiserin im letzten Akt von Wallenstein.

Nacht

Nun trinken alle Wesen
deine Kühle,
du heilige Nacht.

Die Dinge lösen
die schwere Zunge
und singen
vom Leben.

Was bindet
entschwindet
und schläßt.

Dem Reinen
wacht
von der zweiten Welt
ein Scheinen.

Lachen und Weinen
sind nun Frieden
und werden
Eins.

Martin Borrmann

Ich habe Ihre Goethesche Komposition (Goethe in Straßburg) vor einigen Tagen mit wahrer Genugtuung betrachtet und freue mich herzlich auf Ihre immer weiter um sich greifende Tätigkeit. Es ist etwas spät gekommen, aber Sie sind noch voll Leben und Kraft — Sie haben ein weites Feld vor sich....

Grüßen Sie Ihren mir zugleich unbekannten und doch so bekannten Freund Konewka bestens. Ich stehe wirklich ganz beschämt und etwas verdrügt vor all den liebenvollen Beweisen literarischer Teilnahme. Das hab' ich wahrlich nicht erwartet — freue mich desto mehr darauf.

Und nun auf Wiedersehen! Ich grüße Ihre ganze Familie, drücke Ihnen herzlich die Hand und bleibe Ihr ergebener

I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Ludwig Pietsch

Baden-Baden, Schillerstraße 277
den 19. April 1865

Mein lieber Pietzsch, Sie haben ganz recht gehabt, an meine vermeintliche Durchreise nicht zu glauben — wie hätte ich Sie davon nicht in Kenntnis gesetzt! — Ich habe diese ganze Zeit Baden nicht verlassen und trete meine Reise nach Russland erst am 8. Mai an. Ich gehe dann direkt nach Berlin und bleibe da wenigstens 24 Stunden. Werde ich aber Sie dort finden, bei diesem herrlichen Frühlingswetter und der bei Ihnen angeregten Wanderlust? Jedenfalls werde ich an der Mendlerstraßentüre anklopfen.

In Russland bleibe ich nicht lange, höchstens 6 Wochen, und kehre dann direkt nach Baden zurück. Also vom 1. Juli an erwarten wir Sie — ich und Frau Arnstett. Wir haben gestern im Tiergarten die silberne Hochzeit des Viardotschen Ehepaars gefeiert. Frau Viardot sah ganz jugendlich aus. Vor Kurzem hatte sie in Stuttgart die Rolle der Rosina im Barbier von Sevilla gespielt, mit einem ungeheuern Erfolge, und wahrlich, es gibt 20jährige Mädchen, die diese Frische und Lebendigkeit nicht besitzen. Möge es lange noch so bleiben.

Wenn Ihre Musik Ihren Berliner Bekannten nicht gefällt, ist es ein kleines Malheur; dem Mörike hat sie in meiner Gegenwart seine von ihr komponierten Lieder vorgesungen; und der alte Sonderling war ganz außer sich, lief auf und ab wie ein Besessener.

... Sie sagen mir wirklich viel zu viel Gutes und Süßes — und ich muß mich recht

schön bei jenen liebenswürdigen Damen für Ihre freundlichen Worte bedanken. Beiliegend folgt eine Photographie.

Es freut mich sehr, daß es in Ihrem Hause mit der Gesundheit besser geht: machen Sie sich nur keine hypochondrischen Vorstellungen. Ich muß sagen, daß sich nachstehender Satz wenigstens für mich immer als gültig erwiesen hat: „Was man ahnt, geschieht nie.“ Das Leben ist eine Reihe plötzlich herabfallender Blumen — oder Kieselsteine. Hoffen wir, daß letztere uns allen noch lange erspart werden.

Ich drücke Ihnen die Hand aufs herzlichste.

Ihr I. Turgeneff

Frau Minna Arnstett an
Theodor Storm

Baden-Baden, den 28. Dezember 1865

Wertgeschätzter Herr Storm!

Welch große Überraschung und Freude haben Sie mir bereitet durch die Übersendung Ihres lieben „Alten“. Bis ich fertig war mit dem Lesen, wurde es auch Abend, auch ich verlangte nicht nach Licht, denn die Erinnerung an meine Jugend ließ ähnliche Bilder an meinem geistigen Auge vorüberziehen wie an unserm lieben Reinhard. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr liebes Geschenk, das ich um so mehr zu schätzen weiß, als es so selten ist, daß nicht mit der Abreise die Erinnerung erlischt an neue Bekannte. Herr Pietsch hat mir schon zwei Jahre etwas versprochen von seiner Hände Arbeit, und zwar das letzte Mal bei seinem hiersein Herrn Turgeneffs Bildnis, aber als echter Preuße nicht Wort gehalten!

Herr Turgeneff ist Gott sei Dank gesund, geht viel auf die Jagd und ist wie immer gut und liebenswürdig gegen alle Menschen. Ja, Sie haben recht, wenn Sie glauben, daß es mir wehe tut, wenn Herr Turgeneff unser Haus verläßt. Und wenn er mich auch nicht vermissen wird in seinem neuen Wohnsitz, so kann ich doch rühmen, daß ich mit Liebe und Treue ihm gedient und keinen Gewinn im Auge hatte. Mein Wirkungskreis ist so klein, und mein Wissen so wenig, daß es mir nie einfallen könnte, daß ich Herrn Turgeneff mangeln würde, da alle mit mehr Verstand ihm dienen werden, aber gewiß nicht mit mehr Treue.... Kommen Sie wieder nach unserm schönen Baden, so vergessen Sie nicht, bei uns einzukehren und in mein liebes Buch Ihren werten Namen zu schreiben.

Herr Pfarrer Hansen läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Am Tage Ihrer Abreise war er mit Frau und Kindern da, um Sie zu besuchen. Gott erhalte Sie gesund. Mit ausgezeichneter Hochachtung grüßt Sie

Frau Marie Arnstedt

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Schillerstraße 277
den 20. Januar 1866

Mein lieber Gast!

Sie haben gewiß finden müssen, daß ich ein saumseliger Korrespondent bin und wenig Dankbarkeit für Ihre so freundliche Gabe an den Tag lege. Ich wollte aber nicht eher schreiben, als bis ich das schöne kleine Buch gelesen hätte; kam aber nicht dazu, und da ich es endlich mit vieler Genugtuung auf einer Reise nach Straßburg verzehrt hatte, da warf mich ein bis jetzt unbekannt gebliebener Feind nieder — nämlich die Gicht. Ich habe einen heftigen Anfall davon gehabt, bin noch jetzt nicht ganz wieder hergestellt, und schreibe Ihnen in einer halb liegenden Lage. Doch ist der Schmerz so ziemlich verschwunden. Das Alter hat etwas gräßlich an meine Tür geklopft, — nun, man muß sich fügen.

Ihre Erzählung ist so fein und zart wie nur möglich — und es liegt ein ganz eigentümlicher, poetischer Duft um die Figur der „Jenny“. Die Nacht mit der „Marmorstatue“ ist ein kleines Meisterstück. So etwas macht einem viel Freude, inmitten der Trivialitäten und Zerrenien der sonstigen Tagesliteratur.

Mich freut es sehr, daß meine Sachen Ihnen gefallen: Was die „Erste Liebe“ betrifft, so ist es ein bisschen aus dem eigenen Leben gegriffen, zu realistisch, und manche verdauen so etwas nicht, haben auch vielleicht recht. Ueber die Fortsetzung meiner zwei Bändchen (Aus dem Tagebuch eines Jägers) kann ich nichts berichten. Ich glaube, der Verleger hat keine sehr glänzenden Geschäfte damit gemacht und will erst die Sache abwarten.

Ich bin allerdings mit einem großen Roman beschäftigt, den ich jetzt zu Ende bringe. Im Februar reis' ich nach Russland und lasse das Ding in Moskau drucken. Ende April bin ich wieder in Baden, werde dann auch hoffentlich mein „Schlößchen“, wie Sie es nennen, beziehen.

Was Sie mir von Ihrem Leben berichten, hat mich auch recht herzlich gefreut. Sie haben sich ein Nest gebaut — und sitzen gemütlich im

Flaum. Ein großer und schöner Teil des Ichs ist abgestorben. Das passiert aber fast jedem Menschenkind, das über die 40 hinaus ist; und es pulsirt doch um Sie herum ein junges Leben, dessen Keime Sie gepflanzt haben. Will der Mensch mehr, so strafen ihn die Götter, wenn sie ihm im Voraus nicht schon alles gewähren. Aber diese Lieblinge sind selten, aber alle Lieblinge verdienen in der Regel diese Gunst nicht, das ist aber nicht zu ändern.

Einen tragischen Ausgang zu Ihrer Novelle hätte ich vielleicht gewünscht, vom ästhetisch-misanthropischen Standpunkt aus nämlich. Den jungen Seelen wird es aber so besser mundet — und auf die muß man doch auch Rücksicht nehmen. Frau Viardot dankt für den Gruß. Sie hat diesen Winter viel komponiert — aber lauter Instrumentalmusik —, kleine Sachen für Violine und Piano. . . . Sie geht bald nach Berlin, wo sie zwei Monate zubringen wird. Wie wird sich der gute Pietsch freuen.

Und nun drücke ich Ihnen die Hand und wünsche Ihnen alles Gute in Ihrer „grauen Stadt am Meer“.

Ihr I. Turgeneff

P.S. Ich habe Ihren Gruß an Frau Arnstedt bestellt. Sie war sehr davon gerührt und läßt vielfach danken.

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Spakkoie, Dienstag, den 6. Juli 1868

Mein lieber Freund!

Spakkoie ist der Name eines kleinen Gutes, das ich besitze — nördlich von Moskau im Gouvernement Orel, etwa anderthalb Meilen nördlich von der Stadt Afsensk. Nehmen Sie eine Karte von Russland und finden Sie das alles, wenn Sie sonst nichts zu tun haben. Mein Häuschen ist ärmlich und klein, es ist das einzige Überbleibsel einer viel größeren Wohnung, die im Jahre 1840 abgebrannt ist. Nur ist der Garten schön und groß, mit prachtvollen Lindenalleen — wenn Sie sich meiner Novelle „Faust“ erinnern, da steht alles nach der Natur geschildert. Kurz vor meiner Abreise habe ich Ihren Brief mit dem liebenswürdigen Angebinde empfangen, wollte das Buch mitnehmen, habe es aber in der Hast und Unruhe der letzten Momente vergessen.

In ein paar Wochen bin ich wieder zurück und freue mich schon im Voraus auf meine Lektüre. Pietsch hat Ihnen aus Berlin eine

französische Uebersezung meines letzten Romans schicken müssen (Fumée). Es gibt eine deutsche, die aber sehr schlecht ist. In der wöchentlichen Ausgabe der Augsburger Zeitung erscheint eine sehr gute von Hartmann. Das hat mir in Russland viele Feinde gemacht; schlecht ist es deshalb doch nicht. Kommen Sie nicht nach Baden? Ich wohne jetzt in meinem neuen Hause und würde Sie mit größtem Vergnügen beherbergen. Verlassen Sie doch einmal „Ihre graue Stadt an der See“.

Moskau, d. 15. Juli 1868

Der Brief ist stehen geblieben, und jetzt sitz' ich hier seit acht Tagen mit einem schlimmen Podagraanfall und weiß nicht, wann ich meine Reise wieder fortsetzen können. Das ist sehr traurig und dann — ich will aber, daß mein Brief an Sie nach Deutschland reise, wenn ich es nicht kann und so empfangen Sie Gruß und Handschlag von einem Kranken. Ich werde es Ihnen gleich mitteilen, wenn ich nach Baden zurückkehre. Leben Sie recht wohl und werden Sie nicht krank.

Ihr I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Tiergartenstraße 3
Sonntag, den 26. September 1869

Lieber Freund!

Ich schicke Ihnen die zwei ersten Bändchen meiner ausgewählten Werke. Lesen Sie sie mit freundlichem Wohlwollen und möchten Sie sie an die schönen Tage erinnern, die wir hier zusammen durchlebt haben. Freund Pietsch hat uns eben verlassen nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt. Durch ihn weiß ich, daß es Ihnen ziemlich gut geht. Sie kommen doch wohl nie mehr nach Baden? Wird man Sie in Husum aufsuchen müssen, oder begegnen wir uns mal in Berlin?

Wie dem auch sei, empfangen Sie den wärmsten Händedruck und die besten Wünsche eines Menschen, der Sie liebt und schätzt.

Ihr I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Weimar, den 21. Februar 1870
Hotel de Russie

Mein lieber Freund!

Seit dem Briefe, den ich Ihnen im November geschrieben habe und wo ich mich für Ihr schönes

Geschenk bedankte, habe ich oft an Sie denken müssen, wir haben nämlich Ihre drei Bändchen im Familienkreise an Winterabenden mit viel Genuß vorgelesen und uns an der zarten Innigkeit und an dem anmutigen Humor Ihrer Poesie erfreut. Jetzt kann ich Ihnen ein kleines Gegengeschenk machen, indem ich Ihnen das dritte Bändchen meiner gesammelten Werke zuschicke. Es ist mir eine große Genugtuung, zu wissen, daß Sie meine Sachen lesen und daß Sie Ihnen gefallen.

Die Familie Viardot ist seit zwei Wochen nach Weimar übergesiedelt, und ich bin ihr gefolgt. Wir bleiben hier bis Ende April; dann mache ich eine Reise nach Russland — und im Juli bin ich wieder in meinem Hause in Baden —. Es wäre doch so hübsch, wenn Sie einmal wieder mein Guest werden könnten! Husum liegt doch ein bisschen zu weit vom gewöhnlichen Menschenverkehr. Und die Reise vom Norden nach dem Süden ist doch viel natürlicher als das Umgekehrte.

Jedenfalls wünsche ich Ihnen Ruhe und Muße und die Milde und die Klarheit — nicht das Bittere und Trübe der Resignation, die doch der natürliche Zustand des Menschen ist, die, wie wir, das 40. Jahr überschritten haben.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Händedruck, die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.

I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Baden-Baden, Tiergartenstraße 8
Mittwoch, den 26. Oktober 1870

Mein lieber Freund!

Gestern habe ich Ihnen das vierte Bändchen meiner Schriften zugeschickt. Lesen Sie die Novelle, wenn Sie überhaupt in so schwerer und wichtiger Zeit für so leichtes und unnützes Zeug noch Muße haben, vielleicht gefällt es Ihnen besser als „Rudin“. Die Uebersetzung ist jedenfalls sehr gelungen.

Schreiben Sie mir ein paar Worte, — wie geht es Ihnen, was tun Sie? Ich bleibe hier noch ein paar Wochen, dann gehe ich nach London, dann nach Russland, und kehre erst im Frühjahr 71 hierher zurück. Haben wir dann Frieden?

Pietsch ist vor kurzem hier gewesen, auf seiner Rückreise von Versailles nach Berlin. Er hat uns viel erzählt, wie Sie es sich wohl

denken können. Das Schiff der Geschichte geht sehr hoch, man muß sich festhalten, um nicht weggespült zu werden. Verspüren Sie auch in Ihrer weiten Ferne etwas von diesem Wellenschlag? Und die Entscheidung, die Lösung, wie wird die sein? Es ist in jüngerer Zeit eine eigentümliche Sache, kein Deutscher und kein Franzose zu sein. Mithandeln kann man doch nicht und in seiner eigenen Tätigkeit wird man gelähmt. Man wird Zuschauer von Kopf zu Fuß, das ist nicht immer angenehm.

Leben Sie recht wohl. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand. Ich habe keine Photographie von Ihnen, schicken Sie mir doch eine.

Ihr ergebener I. Turgeneff

Ivan Turgeneff an Theodor Storm

Paris, Rue de Douai
Freitag, den 8. Dezember 1876

Mein lieber Storm!

Ich hätte Ihnen, weiß Gott wie lange, schreiben sollen; und da ich keinen guten Entschuldigungsgrund habe, so bringe ich auch keinen vor und bitte um Nachsicht. Die reizende Novelle, die Sie mir geschickt haben — mein Buch ist Ihnen wohl zugekommen — hat mir die größte Freude gemacht. Hat man sich erst in das etwas Fremdartige der alten Schreibart

eingelebt, so erhöht es nur die zarte Poesie und Innigkeit des Ganzen. Da haben Sie wahrlich Ihren Meisterschuß getan und ich wünsche Ihnen Glück dazu. (Gemeint ist die Novelle „Aquis submersus“.) Herr Mannhardt ist ein liebenswürdiger und feiner Norddeutscher; ich habe ihn leider nur ein paar Mal gesehen. Nützlich habe ich ihm nicht sein können. Ich lebe hier in der größten Zurückgezogenheit und dazu wollen die Franzosen noch immer nichts von den Deutschen wissen. Besonders wenn sie blond sind und ein nördliches Aussehen haben. Glücklicherweise scheint Dr. Mannhardt etwas Mundgerechtes zu haben — wie er mir sagte.

Mein Ihnen zugeschicktes Buch enthält nur kleine Sachen (Les Reliques Vivantes), im Januar erscheint ein Roman von mir, welcher wahrscheinlich bald ins Deutsche übersetzt sein wird. Ich schicke Ihnen die Uebersezung gewiß. Pietsch schreibt mir, daß es Ihnen ganz gut geht, und daß Sie das reinste Familien-glück genießen, das ist das Beste auf der ganzen Welt. Und so bleibt mir nur, Ihnen eine langjährige Fortsetzung des Vergangenen zu wünschen. Ich habe dergleichen in meinem Leben nicht erfahren, bin aber glücklich genug, um es von Herzen gern den alten Freunden zu gönnen. Leben Sie recht wohl und dichten Sie fort.

Ihr ganz ergebener

I. Turgeneff

Die Fischerkate

Von Franz Mahlke

Sie sitzt wie ein müder Fischer an der Dünenwelle, den breitkempigen Hut tief in die Stirn gezogen. Manchmal schillert er in der Abendsonne wie grüngoldener Samt.

Ein paar sturmzerzauste Kiefern recken schüchtern wie zur Abwehr ihre kupferfarbenen Arme gegen das Meer. Ganz dicht an die Käte drängen sich die roten Mohnlichter und die blauen Glockenblumenlaternen. Manche sind so groß, daß sie bald den grün-goldenen Hut anbrennen. Ein paar weiße Margueritensterne sind auch dabei.

Dort habe ich auch den gelben Zitronenfalter gesehen und den rostroten Fuchs, den Trauermantel und das Pfauenauge und überhaupt die

ganze sommerbunte Schmetterlingsfamilie bei heimlichen Gelagen.

Einmal saß ich unter einem silbernen Segel draußen in der wogenden Weite und spähte landwärts. Der Strand war tot, und ich konnte auch die Fischerkate nicht finden.

Dann aber flammte es plötzlich auf unter der blau schwarzem Waldkante. Groß und glutig wie zwei brennende Rubine, ein paar Herzschläge lang. Das waren die Augen der Fischerkate.

Ich gehe gern zu dem mohnblumenumblühten Fischerhaus und zu dem armen Fischer. Wenn man näher zusieht, der arme Fischer mit seiner Käte ist doch eigentlich ein reicher Mann.

Das Dorf

Von Ludwig Bäte

Eine grenzenlos einfache Welt, die mich seit einigen Tagen umschließt. Das Dorf mit seinen zwei Dutzend eng aneinandergedrückten Häusern, vom Kirchturm nicht sehr überragt, drüber am Abhang der Friedhof, drunter Felder, Wiesen, der Wald. Mitten durch die kleine Welt die weiße Landstraße, die schwachgewellt in den uralten Tannenforst hineinläuft. Mehr nicht. Doch! Darüber der große leuchtende Sommerhimmel mit seiner flammenden Sonne.

Als ich am ersten Morgen erwachte, füllten Nebel die Mulde. Nur der Turmhahn krähte froh aus seiner Höhe in den jungen Glanz, der schnell und schneller über die Tannenspitzen rieselte, die Dächer wachrief, den Garten grüßte, Aber schon lange hämmerte der Schmied in mein frühes Dämmern, rasselte die Brunnenkette, brüllte das Vieh im Stall, jubilierten die Finken. Vor seiner Schule stand der Kantor, behaglich am Pfeifenrohr saugend, und fütterte seine Hühner. Und auch der Pfarrer hatte schon sein Fenster geöffnet und sass in der heiligen Morgenfrühe seiner Sonntagspredigt nach. Dann aber kam das große Gestirn majestätisch herausgezogen, und es begann das wundersame, nie schweigende Spiel der golddurchtröpften Halme, wippenden Wiesenblumen, sonnenlicht-umflossenen Walzwipfel. Am Ackerrain ruhe ich, von Glockenblumen, Löwenmaul und Fingerhut umschmiegt, kein Wesen mit eigenem Denken, Fühlen und Wollen mehr, der atmenden Erde nahe, ein Stück ihrer selbst, ihren Herz-

schlag mitpochend, ihren Schöpferwillen mitwollend, ihre Gedanken mitdenkend. Und wenn ich will, so fliege ich ins Blaue wie die Samenköpfchen der Kuhblume dort, wie die Pollen des stäubenden Roggens, lasse mich tragen von der glühenden, zittrigen Luft, hinaufheben über die reifenden Obstbäume, die kochenden Bauerndächer zu meinen geliebten Freunden, den weißen, schönen Wolken. Oder ich lasse mich umspülen von den wogenden Fluten der Buchenwälder im Tale oder dem feinen Geklirr der Tannennadeln am Hange, belausche das trockige Aufschießen der Farne am Bach, des Klappertopfs leises Geraschel, das feine Spinnen des Wollgrases, und kehre heim, den Kopf schwer von Hummelsummen, Wiesenduft und Waldversunkenheit. Der Pfarrer freilich, mit dem ich schon gut Freund wurde, schilt am Abend gutmütig und ein wenig pastoral überlegen meinen „Pantheismus“, in den die Großstädter immer in sommerlichen Urlaubstagen hineingerieten und treibt meinen müden Geist in die staubige Hörsaalweisheit, jagt mich, ein gewandter Dialektiker, in die Hürden philosophischer Systeme und schweigt doch, wenn es immer stiller im Dorf wird, die letzten Lichter verlöschen, der Mond langsam hinter den Bergen zu kurzem Sommernachtstraum hochklimmt. Nicht mehr als das Geraune der Bäume, das Quaken der Frösche, das silberne Licht. Nicht mehr? Doch, die ferne Sonne, die auch durch die Nacht glutet, reisend, schwelend, segnend. Die Sonne...

Daniel Chodowiecki, ein deutscher Künstler

Von Adelbert Matthaei

Wenn auch die Polen schon öfter den Versuch gemacht haben, „unsfern wackeren Chodowiecki“, wie Goethe ihn nennt, für sich in Anspruch zu nehmen, so ist das doch noch nie so unverfroren geschehen, wie in der Gegenwart, wo es den polnischen Chauvinismus reizt, den deutschen Charakter der alten Hansestadt Danzig anzutasten, um daraus politisch Kapital zu schlagen.

Da heißt es z. B. in der deutschen Morgen-Ausgabe der „Gazeta Gdanska“ vom 6. August 1922, Danzig habe überhaupt nur zwei

Personlichkeiten von enzyklopädischem Wert auf hervorgebracht: Chodowiecki und Joh. Hevelius. Davon sei der erstere ein Pole gewesen und der zweite habe die „wärmlsten Sympathien für das polnische Staatswesen“ gehabt. Lassen wir Hevelius für jetzt auf sich beruhen, wie auch die Tatsache, daß Danzig mehr Männer von Welt auf hervorgebracht hat, wie z. B. Schopenhauer und den Vater der kunstgeschichtlichen Forschung, Carl Schnaase.

Aber wie wird nun bewiesen, daß Chodo-

wiecki ein Pole gewesen sei? Es wird zunächst eine Stelle aus einem Briefe Chodowieckis angeführt, nach der er an einen Krakauer Professor schreibt, er rechne es sich zur Ehre an, ein wirklicher Pole zu sein, obgleich er sich in Deutschland niederließ. Dann wird darauf hingewiesen, daß er während seines zweimonatlichen Aufenthalts in Danzig (1773) viel in polnischen Familien verkehrt, und dann wird geschlossen, daß er daraus seine künstlerischen Anregungen bekommen habe.

Was jenen Brief anlangt, der in der Bibliothek der jagiellonischen Universität sein soll, so müßten wir ihn erst einmal vollständig und im Urtext haben und wissen, wann und unter welchen Umständen er geschrieben ist. Der Artikellschreiber in der *Gazeta Gdanska* scheint den Brief offenbar nicht selber gesehen zu haben, denn er gibt nur dasselbe Stück in deutscher Uebersetzung ohne Datum, das 1893 K. Rózycki im „Sammel“ veröffentlicht hat, der übrigens daran die Bemerkung knüpft: „Wenn Chodowieckis Familie auch aus Polen stammte und er selbst seine Sympathie für das Land seiner Vorfahren niemals verleugnete, so kann aber wiederum nicht in Abrede gestellt werden, daß der langjährige Aufenthalt unter Deutschen auf ihn und seine künstlerische Tätigkeit zugunsten dieser eingewirkt hat.“

Aber nehmen wir einmal an, daß der Brief echt und richtig wiedergegeben ist, so beweist eine solche gelegentliche Bemerkung, wenn sie verengt ist, noch gar nichts für Chodowieckis Verhältnis zu Polen, so wenig wie man Schlüsse daraus ziehen dürfte, daß Kaiser Wilhelm II. gelegentlich gesagt hat, er sei stolz darauf, französisches Blut (Coligny) in den Adern zu haben, oder er stamme von den Oraniern ab. Deswegen, weil Chodowiecki aus einer polnischen Familie abstammt, ist er selbst noch nicht Pole, sowein wie die vielen preußischen Generale (Podbielski usw.) deswegen aufhören Deutsche zu sein, weil ihre Familien ursprünglich aus Polen stammen, oder wie Adalbert v. Chamisso, der Schöpfer von „Frauenlieb und Leben“, deswegen aufhört, ein deutscher Dichter zu sein, weil seine Familie aus Frankreich stammte. Dass Chodowiecki in Danzig viel in polnischen Familien (neben vielen deutschen NB.) verkehrt hat, ist richtig. Der Schluß aber, der daraus gezogen wird, ist falsch.

Es werden eben hier nach der bekannten Methode der Geschichtsfälscher, ein paar kleine Züge aufgebaut. Das Wesentliche aber wird

verschwiegen, nämlich, daß Chodowiecki seine ganze künstlerische Entwicklung und Ausbildung in seiner Jugend im deutschen Danzig und dann in Deutschland und in Berlin durchgemacht hat; weiter daß Chodowiecki von seinen Lebenstagen, von Gottfried Schadows und Goethes Tagen an, bis heute, überall in der Welt als ein wichtiges Glied der deutschen Kunstentwicklung betrachtet worden ist; endlich, daß er selbst sich als solches angesehen hat, daß er sich als Deutscher, ja als Preuße gefühlt hat und mit jeder Faser an seinem großen König, dem alten Fritz, gehangen hat. Das alles wird beiseite gelassen.

Nun aber sind wir auch in der Lage, eine Fülle direkter Beweise dafür beizubringen, daß Chodowiecki, wenn auch seine Vorfahren aus Polen stammten, selbst kein Pole gewesen ist und sich nicht als solcher, sondern als Deutscher gefühlt hat.

Zunächst hat Chodowiecki nicht polnisch sprechen können, wie sein Tagebuch der Danziger Reise (herausgegeben von Willibald Franke, 1919) beweist. Er spricht deutsch und französisch, und zwar beherrscht er auch das Plattdeutsche, wie an mehreren Stellen auf der Rückreise durch Pommern nach Berlin zum Ausdruck kommt. In Stolp z. B., am 12. August 1773, sagt er: „Mäken, kanß Du mir nich eene Staave anwiesen, wo eck schlopen kan“ usw.

Am 5. Juli läßt er sich in Oliva von einem Zisterziensermonch herumführen und sagt: „Er hatte mich für einen Polen gehalten.“ Das sagt nur der, der sich selbst nicht für einen Polen hält.

Aus zahlreichen Stellen geht hervor, daß er nicht nur nicht mit Stolz, sondern im Gegenteil mit Geringsschätzung auf polnische Verhältnisse herabblickt. So schreibt er am 10. Juni, wie er auf dem Ritt nach Danzig durch polnische Dörfer kommt: „Wir kamen durch mehrere kaiserbischöfliche Dörfer, von denen eins immer elender war als das andere. . . Gegen 11 Uhr kamen wir in Donnemörse an, wo wir in der Herberge gar nichts vorfanden. . . Auf dem Wege hierher bot uns eine Frau ein 2- bis 3-jähriges Kind zum Geschenk an, das sie gefunden haben wollte.“ — Von dem Danziger Maler Lohrmann schreibt er (11. Juni): „Ich finde, Mr. Lohrmann hat weder polnische Bauern, noch die Polen selbst gut dargestellt. An Gebäuden gibt es so viel Anziehendes; die Menschen aber sind unsauber und zerlumpt.“ — Mit Behagen erzählt

er vom Primas von Polen in Danzig, dem Erzbischof von Gnesen, Grafen Podoski, daß ihn der alte Fritz gefragt habe, weshalb er denn in Danzig residiere und nicht in Polen, und daß der Primas geantwortet habe: „Sire, meine Gesundheit erfordert, daß ich beständig in freier Luft lebe.“

In zahlreichen Zeichnungen und Radierungen kommt ein gewisser Spott über polnische Zustände zum Ausdruck; so auf dem Blatt, wo die Gräfin Czapska sich von jungen Damen die Hände küssen läßt, oder in einer Darstellung des polnischen Reichstags im Göttinger Kalender von 1790.

Am 21. Juni schreibt er über eine Gesellschaft beim Herrn v. Rottenburg in Pelonken: „Wir plauderten, doch wurde die Unterhaltung durch Herrn Brunati fast etwas ungemütlich, weil er sich über den König (Friedrich II.), von dem er immer nur von „dem König“ spricht, im Gegenfaß zum „König von Polen“) in einer Weise aussprach, auf die einzugehen wir nicht beliebten.“

Von einer Gesellschaft beim Primas von Polen am 24. Juni 1773 berichtet er: „Ich saß neben Dr. Wolff. Er begann über die weißen Beinkleider der Soldaten zu spotten. Als ich um Erklärung bat, begann er, sich mit soviel Animosität und Grobheit über den König und die preußische Regierung auszulassen, daß ich mich indigniert abwandte und es vorzog, ihm nicht zu antworten. Doch er ließ sich immer mehr fortreihen und äußerte, er möchte lieber ein Schwein sein als ein Untertan des Königs von Preußen. Ich erwiderte so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Ich für meinen Teil bin lieber ein Untertan des Königs von Preußen und überlasse sehr gern die Eigenschaften eines Schweines denen, die den Mut nicht haben, dies ebenfalls vorzuziehen.“ Dies beendete den Streit. — Danach brachte er (Dr. Wolff) vor, in einem Staate, in dem der Zwang herrsche, könne es keine Genies geben, was ich lebhaft bestritt, indem ich zahlreiche Brandenburgische Genies nannte, die es zu hoher Vervollkommenung gebracht hätten.“ —

Ich glaube, deutlicher kann man sich wohl nicht als Preuße bekennen, wie es Chodowiecki hier tut.

Weiter, Chodowiecki hat in seinem arbeitsreichen Leben Hunderte von Büchern illustriert. Seine Bedeutung liegt ja eigentlich im Illustra-

tor, und er war als solcher so bekannt bei den deutschen Verlegern und beim Publikum, daß der Absatz eines Buches wesentlich davon abhing, ob es von Chodowiecki illustriert war. So hat er in der deutschen Literatur die Kalender, die damals die Bedeutung der periodischen Zeitschrift hatten, durch etwa 20 Jahrgänge illustriert: den Göttinger, den Berliner, den Gothaer und den Lauenburgischen Hofkalender. Er hat weiter in der deutschen Literatur illustriert: Werke von Bürger, Campe, Claudio, Gellert, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Voss, Nicolai usw.; auch alles, was an französischer und englischer Literatur in jenen Tagen in Deutschland gelesen wurde, von Beaumarchais, Diderot, Rousseau, Voltaire, von Shakespeare, Goldsmith, Richardson, Fielding usw. Aber nie hat er ein polnisches Buch illustriert oder auch nur eine polnische Übersetzung. Dagegen vorzugsweise gern Werke, die sich mit deutschem Sprachum und deutscher Kultur beschäftigten, wie das bekannte Basedowsche Elementarwerk und anderes.

Endlich noch ein Beweis dafür, daß Chodowiecki heute noch in der gesamten Literatur, auch in der ausländischen, sogar in der französischen, als deutscher Künstler angesehen wird. In der „Gazette des beaux Arts“ vom November 1913, S. 386, findet sich eine Besprechung des Buches von Fournier Sarlovèze: „Les peintres de Stanislaus Auguste, roi de Pologne“, Paris 1913. In diesem macht Sarlovèze es Chodowiecki zum Vorwurf, sein „Vaterland“ Polen vergessen zu haben und „d'être devenu trop allemand de coeur“.

Ja, „von Herzen“ ein deutscher Künstler ist Chodowiecki gewesen, der wie wenige es verstanden hat, unsere Dichtungen nachzumpfinden, in der deutschen Kindesseele zu lesen und das heimliche deutschen Familienlebens wiederzugeben. Auch seine Nachkommen, die heute noch unter uns leben, die Du Bois Raymond und Wichern sind alle Angehörige deutscher Familien.

Ich glaube, nach diesen Beweisen, die ich noch vermehren könnte, wird wohl künftighin kein Pole es mehr wagen, unsern lieben Daniel Chodowiecki für Polen in Anspruch zu nehmen. Auch was Rozycki vor 30 Jahren schrieb: „Uebrigens kann es seinem Andenken nur förderlich sein, wenn er von zwei Nationalitäten gleich hoch geachtet wird“, ist nicht zutreffend. Chodowiecki ist nur deutscher Künstler und ist auch in früheren Seiten von Polen nie beachtet worden.

Die Terzinen für *Mystica*

Aus einem Zyklus

Von Kurt Siemers

Aus Schlummers Tiefen kenne ich dich lange:
Als ich dich sah, ward mirs voll Bangnis klar —
Auf schrie mein Herz bei deiner Stimme Klänge.

Ich trank in mich den Duft von deinem Haar
in meinen Träumen (halb bewußt: vergessen —
Und nun auf einmal groß und offenbar).

das aus dem Dunkel meiner Träume quillt — —

Durch dich ist vieles mir bewußt geworden,
nichts dunkt mich fremd mehr oder wunderbar.
In jener ungeheuren Stadt im Norden

Erahnt ich dich, und das, was früher war.
Es währt lange, bis ich dich gefunden —
Ich liebe an dir jedes kleine Haar

Dein Auge glüht: tief dunkel und erkennend.

Schlaf ein! ich wecke deine Schwesternselle,
mir seit Ursprung nahe und verwandt, —
auf daß sie mich durchdringe, sich vermähle

der meinen, die mich wiederum erkannt.
Du bist so anders jetzt, weich und voll Güte;
ein großer Zauber scheint in dich gebannt.

Entrückte, heilige DU, Somnambule . . .

Wie eines träumerischen Edelknaben
gewölbte Laute, golden, Wunder voll,
aufklingt des Leibes Helle: weich, erhaben.

Ein brennend Lied wächst draus und stirbt in Moll.
Warum? — Weil alles Schöne welkend schwindet,
damit es dereinst ewig blühen soll. —

glaubend, voll Trauer. — Plötzlich weiß man sie!

Rubinen rinnt aus tiefen Sternenkelchen
des Abends sonnenüberstaubter Wein.
Ich redete zu dir von Ländern, welchen

ich einst entfloß, nur, um bei dir zu sein.
Einmal begab sich dieses in Gardone:
Still öffnete sich meinem Suchen wie ein Schrein

verwundert, daß ich sternenfern ihr war —

So weist ein Zauberer gaukelnnd wohl auf Messen
in blanker Kugel dir ein Angesicht
von ferne. Ach, das dunkt dich seltsam: Wessen
es ist, sanft, schattenzart, das weißt du nicht.
Doch liebst du es, bist traurig, wenn dies Bild
zerfließt. So geht es mir . . . DU bist ein Licht,

und fühle mich unlösbar dir verbunden.
Geliebte, DU bist ewge Wiederkehr!
Was weiß ich noch von Jahren oder Stunden:

Denn DU bist zeitlos. Und der Raum, bleibt leer,
den DU nicht füllst, Geliebte! Weit und brennend
ist unsre Liebe, wie ein Abendmeer.

Und DU entfaltest dich wie eine Blüte
aus goldenen Gärten ferner Sonnenwelt.
Ein heilig Feuer, das dich läuternd glühte,
hat deines Wesens Dunkel aufgehellt.
Unirdisch schwelbst DU über deinem Stuhle,
entkörpert, schwesterlich mir zugesellt:

Ich liebe in dir Träume, unergründet
und Wesen, keinem Schoße noch entbornen.
Du bist ein Etwas, das man wiederfindet

(aus Thules Stadt entwichen) vor den Toren,
Erinnerung an eine Melodie,
üß, blaß, bist DU: Man grübelt, sie verloren

die junge Marchesina, daß ich wohne

in ihr, gleich einem bunten Gnadenbild.
Doch brannt auf ihrem Haupte keine Krone
Und ich blieb unerschüttert, unerfüllt.

Und wenn sie sprach, zuweilen, ganz und gar
vergaß ich sie, von Fremdgefühl umhüllt,

Die verkrüppelte Birke

Von Hans Franz

In der endlosen Doppelreihe der Birken, die dem Weg, der ein rechter Durchschnitts-scheideweg war, etwas festäglich Beglänztes gab, stand eine verkrüppelte Birke.

Kurz bevor sie zur Krone ansegte, spaltete sich ihr Stamm in zwei Arme, die nicht etwa — jeder für sich — hüb'n und drüb'n unbeirrt weiterwuchsen, sondern wie verzweift aufeinander zudrängten. Dabei hatten sie sich verfehlt, und über einem etwas spitz geratenen Ø, das sie mit der Luft formten, strebte nun der Linke auf dem Wege, der dem Rechten bestimmt war, dieser auf dem des Zwillingssbruders dem Wipfel zu.

Die Menschen, welche mit einem Wagen oder einer Karre, einer Hacke oder einem Stecken die Birken entlang kamen, sahen vor dem Ziel, das schon in ihren Augen war, weder die schlankschönen vielen, noch die verkrüppelte eine.

Die Wanderer aber, welche ihre Ziellosigkeit zwang, alle zehn Minuten stille zu stehn und sich und anderen vorzutäuschen, daß sie statt des einen Ziels, das jene um das Schauen brachte, ihrer eine Unzahl hätten, flöten viel von Jungfräulichkeit, von hängendem Haar, vor alabasterweissen Säulen und sonstigen bei ihrem Wissen erborgten Schönheiten. Wenn sie an die Verwachsene kamen, schaltten sie: „Warum hat man diese Krüppelin nicht in der Jugend abgehackt? Warum hat man dieses rachitische Scheusal nicht beizeigen durch ein gesundes Exemplar, das sich dem Ganzen harmonisch eingefügt hätte, ersezt?“

Und jedesmal, wenn die Gescholtene unter einem Warum? bis in die lezte Faser erbebte,

ließ ein Triumphgeschiere durch die Kronen der glückhafteren Genossinen.

An einem Oktobermorgen ging ein Dichter den sonntäglichen Heideweg.

„Schau!“ rief er seinem Freund, der einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben war, zu. „Schau! höher als alle Prunkenden ringsum wollte diese Gebückte ihre Krone dem Lüfteblaub entgegentreten. Schau! Keine hat einen Stamm, so mächtig, so prällrund, so kraftgewiß wie sie. Ein neidisches Schicksals-Etwas — wer will sagen, was es war — zerspaltete sie. Aber jeder Teil um den Andern, nicht um sich sorgend, drängte einer neuen Vereinigung zu. Erst als beide aus der Hingenommenheit der Triebhaften zur Selbstbesinnung erwachend sich auf der Lebensbahn des Verzweifelten wiederfanden, wuchsen sie der vorbestimmten krönenden Einheit aufs Neue in der alten Gelassenheit entgegen. Vernichten wollte das Geschick einen Willen! Und in keiner Birke am meilenlangen Wege ist — dank dem Geschick — die Sehnsucht zur Himmelshöhe so sichtbar geworden, wie in dieser Geheimten.“

„Wie ja auch vieler Leben.“

„Schweig mir mit deinen Deutungen!“ schnitt der Dichtersmann den Gedanken seines Freundes ab. Und nach einem halben hundert Schritten, die sie schweigend nebeneinander gegangen waren, fuhr er milder fort: „Nicht eines meiner Worte möchte ich gesagt haben, wenn es dir möglich ist, sie mit einer Geste zum Leben hin, mir und Dir zu banalizieren.“

In dieser Nacht brach der Herbststurm die verkrüppelte Birke auseinander.

Der Strandfriedhof

Von Franz Mahlk

Die graue Steinkirche hockt versonnen an der Düne vor dem Dorf wie ein alter Fischer. Der Turm ist schief wie ein breiter, eingesunkener Fischerhut.

An die bunten Kirchenfenster drängen sich die Linden und die Wildrosen. Unter den Hügeln ringsum schlafen die Toten, vom Fernweh durstige Fremde, die das Meer herangetragen hat. Sie waren selig gleitende Vögel, vom Sturm getragen, die den sichern Strand nicht schwinden und den Tag nicht

sinken sahen, bis sich der Sturm in ihre Schwingen verbiss.

Nun schlafen sie nach ein paar raschen Frühlingen unter den brennenden Rosen, und soviel Muttersehnsucht trauert über den Wassern und keine Mutter weiß um den einsamen Strandfriedhof unter den Linden und um die graue Steinkirche, die soviel begrabene Hoffnung hütet.

Hinter den Dünen regt sich das Meer.

Seine Stimme dringt herüber wie die reuige Klage eines großen Kindes.

Rundschau

Der Zeitroman

Von Hans Frank

Die Ungewöhnlichkeit, die Ungeheuerlichkeit der letzten Jahre hat es mit sich gebracht, daß unsere Erzähler sich mit leidenschaftlichem Eifer um die Gestaltung unseres allergegenwärtigsten Lebens gemüht haben. Wo es sich dabei um künstlerisch belangvolle Werke handelt, mußte stets das Gleiche erstrebt werden: nicht ein Abbild der Zeit, sondern die Aufdeckung ihres innersten Sinnes zu geben. Nicht um die Erscheinungsform der Zeit ging es, sondern um das, was sie im Innersten zusammenhält (oder aber, wie nur zu häufig geschehen, auseinanderfallen läßt). Also nicht etwa mehr oder minder realistische Abbilder der Zeit zu schreiben, war und ist die Sehnsucht unserer Zeitromanverfasser. Sondern jeder verachtete und versucht nach Maßgabe seiner Kräfte, den Ideenroman unserer Tage zu geben. Der höchste Ehrgeiz, die größte Sehnsucht einer ganzen Generation junger Erzähler richtete und richtet sich darauf, das Zeit-Mysterium zu schaffen. Es ist also geboten, einmal das grundsätzliche Verhältnis von Roman und Zeit ins Auge zu fassen, die Möglichkeiten, Gefährdungen und Notwendigkeiten des Zeitromans durch Belichtung der innersten Kräfte aufzuzeigen. Dabei wird es sich trotz des Ausgangspunktes von selber ergeben, daß die gewonnenen Erkenntnisse sowohl im engeren Bezirk der Novelle und der Anekdote, als auch im weiteren der Dichtkunst schlechthin, also für Drama und Lyrik, mit formgebotenen Abwandlungen Geltung haben.

Zeitmysterium — ist es nicht eine *contradiccio in iudice*? Ein Widerspruch in sich selber? Auf den ersten Blick — ja! Denn es ist das Wesen des Mysteriums, unzeitlich zu sein. Oder wenn man lieber will: überzeitlich. Aber bei genauerer Betrachtung liegt die Sache doch ein wenig anders. Gewiß: Zeit und Mysterium sind Gegensätze. Das soll und darf nicht geleugnet werden. Aber es sind nicht Gegensätze kontraktorischer Art. Sind nicht Gegensätze, die innerlich nichts mit einander zu schaffen haben. Sondern vielmehr: Zeit und Mysterium-Gegensätze sind es, die geradezu aufeinander angewiesen sind. Die sich zum Zwecke inneren Ausgleiches — wie die beiden Pole der gleichen elektrischen Kraft — immerfort anziehen müssen und anziehen werden. So wurde tatsächlich durch die Kunst (auch durch den Roman soweit er ein Anrecht auf diesen Namen hat) der Gegensatz zwischen dem sichtlichen zeitlichen Geschehen und dem unsichtbaren mysteriösen Sinn einer Zeit vielfach überwunden. Ist die Kunst freilich irgendwie auch immer eine Unfassbarkeit, ja — scheuen wir das Wort nicht — ein Wunder — sie wird, soll sie nicht zu an-

möglichster ästhetischer Spielerei werden, zu genügsamer inhaltloser Unterhaltung herab sinken, stets von neuem versuchen müssen, den Untersatz zwischen Ewigem und Menschlichem zu überwinden, das Wunder dieser Überwindung durch Gottbegnadung zu leisten.

Zeit-Mysterium: unüberwindliche Gegensätze sind es nur für den, der nicht begreift, daß auch die allerrealsten Dinge irgendwo an das Mysterium röhren. Daß beispielsweise ein Baum zugleich wirkliche Wirklichkeit und — in seiner unsterblichen formwirkenden Lebendkraft — ein unwirkliches Wunder ist. So wie der Baum wird also auch jeder Zeitroman, der Anspruch darauf erhebt, nicht eine Angelegenheit ästhetischen Genusses, parteitischen Zwecks, sondern eine Angelegenheit voll menschlicher, sittlicher Entscheidungen erwingenden Erlebnisses zu sein, Zeitliches und Ewiges, Menschliches und Übermenschliches, Wirkliches und Unwirkliches umspannen müssen. Er wird seine Wurzeln, ob er darum weiß oder nicht, ob er es will oder nicht, bleibt sich völlig gleichgültig! — wird seine Wurzeln zwar in die gegenwärtige Gegenwart senken können, aber sich soviel Kraft zur Höhe daraus saugen müssen, daß er seine Krone möglichst hoch in den Himmel der Unzeitlichkeit, ins Mysterium hinauf treibt. Wie Ludwig Meidner es (in seinem Buch "Septemberkrei") bildkräftig ausgedrückt hat: "Seht die Bäume! Die sind weiße. Sie halten sich am Erdreich fest, sonst würden sie ihre Flügel erheben und lieber in den Himmel fliegen. Denn sie sind so gottselig zügellos. Aber sie sollten uns ja mit ihrer Schönheit gut und gläubig machen. Darum bohren sie ihre Wurzeln tief in den Lehmb und bleiben verzückt auf ihrer Stelle im Wind. Also halten wir uns an der Erde fest, sonst geraten wir ins Uferlose Blaue. Kehren wir zu einem leidenschaftlichen Naturalismus zurück, zu einer tiefen, liebenden Treue gegen die äußere Wirklichkeit der Welt. Weil wir das Überirdische erflehen, müssen wir das Irdische beherrschen. Weil wir so gottesehnlich willig brennen, müssen wir die Erde erst in uns verdauen und verstehen. Und begreifet, daß diese inbrünstvolle Wahrheitsmalerei keine leichte Sache sei. Sie ist so schwer, weil sie das höchste will, und jeder, der das höchste will, muß diesen Weg des Schweren gehen." Zeit und Mysterium — es sind freilich Gegensätze. Aber Gegensätze, die zu überwinden eine der Hauptaufgaben unserer gegenwärtigen Kunst, die Hauptaufgabe des Zeitromans ist.

Nie allerdings hat es eine Zeit dem Romanerzähler schwerer gemacht, als die unsere, den Gegensatz zwischen dem Zeitlichen und dem Überzeitlichen in der Welt der Kunst fortzuschaffen. Die zu bewältigenden Erlebnismassen, welche die Kriegsjahre und die Nachkriegsjahre

für jeden Vollempfindenden gebracht haben, sind so ungeheuer, so widersprüchsvoll, so unübersehbar, daß es eine Danaidenarbeit zu sein scheint, sie mit dem löscherigen Gefäß einer Dichtungsform auszuschöpfen. Aber auch das Gegenteil gilt: Niemals hat es eine Zeit dem Dichter leichter gemacht, das Ueberzeitliche in ihr zu erkennen und gestaltend bloßzulegen. Das Mysterium des geistlichen Geschehens — es liegt zum Greifen da. Der apokalyptische Charakter unserer Tage drängt sich dem Betrachter förmlich auf. Die Prästabiliertheit in dem Aufeinanderprall der Zeitmächte — das Unterliegen, das nicht nur ein Unterliegen, das Obliegen, das nicht nur ein Obliegen ist — springt geradezu in die Augen. Und — o größtes aller Glückserlebnisse für einen Dichter! — der Schaffende steht mit seinem Empfinden nicht für sich. Er braucht nicht als Alleinführender sein Wehe! über ein Volk von Widerfächern zu schreien. Hat nicht nötig, sein persönliches Erlebnis Gleichmütigen aufzuzwingen. Ist der Kraftanstrengung überhoben, seine Zuhörer zu seinem Stoff und dessen Gefühlsvoraussetzungen erst hinreichen zu müssen. Allgegenwärtig ist in breiten, mit dem Dichter im Erleben endlich wieder einmal ge einten Volkschichten die Sehnsucht, das Allzuzeitliche durch Erfassen seines Sinnes innerlich zu überwinden, gegen das Niederdrückende des nichtbegriffenen Mysteriums unserer Tage durch Erlebnis seiner Deutung anzukämpfen und die grauenvolle Gegenwart der Zukunft — einer besseren, menschenwürdigeren, größeren Zukunft — dientbar zu machen.

Gerade weil die Möglichkeiten und Aufgaben für den Zeitroman seit Jahrzehnten nicht so günstig lagen, wie heute, sei also — damit die Möglichkeiten nicht wieder ungenußt bleiben, die wesentliche Aufgabe nicht wieder verfehlt werde — in aller Schärfe das Verhältnis zwischen der Zeit und dem Roman umrissen. Also: der künstlerische Roman und die Zeit, was haben sie miteinander zu schaffen? Nichts! Und: Alles! Das scheint ein Widerpruß zu sein und ist doch keiner. Ist nicht einmal ein wirkungslüsternes Paradoxon. Sondern blanke, nackte Wahrheit, umfassender Ausdruck der ungegenwärtlichen, immer aufs Neue zu überwindenden Gegebenheit. Implizite wird und muß zwar — wie in jedem Kunstwerk — die Zeit des Dichters in dem Roman enthalten sein. Wenn sie es nicht ist, wenn sie nicht den ganzen Organismus des Kunstwerks belebend durchpulst, können nur leblose Gebilde, können nur Attrappen zustande kommen. Wo aber, wie das immer wieder als das Allheilmittel des auf den Tod erkrankten Romans ausgerufen ist und weiterhin ausgerufen werden wird, die Zeit sich explizite an dem Roman darstellt, sich vor den Roman — seine Gestalten, seine Handlung — drängt, Aufmerksamkeit um ihrer selbst willen beansprucht: da kann von einer Roman dichtung nicht die Rede sein. Denn Sinn jeder Dichtung ist es nicht: zu exemplifizieren, sondern zu mythisieren. Nicht um das Zeitliche, sondern um das Ueberzeitliche in dem — ach!

— nur zu zeitlichen Geschehen seiner Tage geht es dem Dichter. Das Neue, Neueste und Allerneuste, das morgen schon das Veraltete, übermorgen das Belächelte ist, zu betrachten und abzuschöpfen, ist Sache des Publizisten, des Schriftstellers, nicht des Dichters. Mag der Publizist, der Schriftsteller sich auch noch so anmaßend als Dichter gebärden, mag er auch vielseitige Romane, ja ganze Romanreihen zusammendictieren, mag er auch in Zeitungen und Zeitschriften als der Messias unserer Erzählkunst gerühmt, bei ästhetischen Tees und in literarischen Gesellschaften gefeiert, auf Universitäten und in Seminaren feiern werden — alles dies kann und darf nicht darüber wegtäuschen, daß er sich nicht wesenhaft, sondern nur graduell von seinem Kollegen für die Droschkengaufturzrubrik unterscheidet. Denn er schafft nicht Kunst, er treibt geistige Reportage, wenn auch in allerfeinester Form geübt. Reportage aber ist trotzdem mehr als 90% unserer heutigen Romanschreiber sie ausüben: dem Wege des Dichters diametral entgegengesetzt. Also es stimmt vollauf: Nichts hat der Roman mit der Zeit zu schaffen. Unmöglichverständlicher: mit dem Zeitlichen der Zeit. Und dennoch gilt auch die (scheinbar) gegenteilige Behauptung: alles hängt von seinem Verhältnis zur Zeit ab. Nicht minder wichtig ist die Zeit für den Organismus eines Romans, als das Blut für den Körper, den es durchströmt. Ohne den Zeitblutstrom vermag der Roman nicht einen Augenblick lang zu atmen. Aber das Sichtbare, das Fleisch und das Tragende, die Knochen, seines Werkes kann dem Romanerzähler nie und nimmer die Zeit geben. Jenes muß er aus persönlichsten inneren Erlebnissen wachsen lassen. Dieses aus Unzeitlichen, aus Ewigkeitsstoffen formen. Nur wo aus Diesseitigem und Jenseitigem, aus Gegenwärtigem und Althaftem, ein Organismus wird, in dem Beides atmende, greifbare, erlebbare Einheit ist, nur da ist das Zeit-Mysterium geschaffen, der Generationen überdauernde Roman, der die Zeit dadurch überwindet, daß er ihr Innerstes durch Gestaltung bloßlegt. Mögen im Lauf der Entwicklung manche stofflichen Vor aussetzungen den Späteren nicht mehr als unmittelbare Erlebnisse gegeben sein, mag ein solches Romanmonument Patina ansehen — die Schönheit der Formen und Maße, die Erlebbarkeit der schöpferischen Gestaltung eines solchen Zeitromans wird dadurch nicht gemindert, sondern vermehrt werden.

Das Erwachen der Romantik

Von Maximilian Abich

Es ist gewiß eine ungemein reizvolle Aufgabe, als Kulturforscher und Kulturphilosoph aus alten Urkunden und Schriften den Geist vergangener Zeiten herauzubekämpfen und ihm seine Geheimnisse abzulauschen und zu offenbaren. Aber seines noch und reizvoller ist es, den Finger an den Puls der Gegenwart zu legen

und durch die meist täuschende und betrügende Außenseite hindurch ihr innerstes Leben zu erfühlen und zu verstehen. Das gilt ganz besonders für eine Zeit, die des Interessanten, ja des zunächst unverständlich Scheinenden so viel bietet, deren geistiges Antlitz so von rätselhaften und einander widersprechenden Zügen durchsetzt ist, wie die, in der wir leben. Man muß nur Augen haben, die in die Tiefe sehen, Organe, die empfindlich und zuverlässig genug sind, um durch das beirrende äußere Treiben hindurch das Wesentliche zu erkennen.

Es wird wohl immer eines der am wenigsten angreifbaren Worte Hegels sein, daß jede Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfährt ist. Trägt also eine Zeit bestimmte, richtunggebende Züge, weist sie Tendenzen und Bestrebungen auf, die für sie charakteristisch und ihr eigentümlich sind, so werden diese selben Bestrebungen und Züge sich in den philosophischen Lehren und Ansichten dieser Zeit wiederfinden, werden bei dem Aufbau und der Ausgestaltung der Philosophie ausschlaggebend mitwirken. Bezeichnend nun für die Philosophie der Gegenwart ist der Zug zur Romantik, mag sich dieser in Schlagworten ausdrücken wie er wolle; „Philosophie des Lebens“, „Auferstehung der Metaphysik“, „Philosophie als Kunst“ und wie die Titel der hier in Betracht kommenden Bücher und Aufsätze lauten mögen, gemeinsam ihnen allen ist das Streben zum Erlebnis, die letzte Begründung und Verankerung der Philosophie im unmittelbaren Erleben. Und weiter: Alle diese Philosophen wollen hinter der Philosophie als Wissenschaft und sie überragend und krönend durch das Mittel des Erlebens und Fühlens zu den Gründen und Hintergründen dringen, die jedem wissenschaftlichen Angriff spotten, die sich den Methoden und Mitteln des exakten Forschers und Gelehrten neidend entziehen. Das aber ist Romantik. Denn seien wir uns darüber ganz klar: Romantik in dem hier gemeinten Sinne ist natürlich nicht jene historisch bedingte Erscheinung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts mit ihrem zufälligen Auf-putz und ihrer besonderen Eigenart. Gewiß, diese Erscheinung, wie sie in der „romantischen Schule“ zutage tritt, ist Romantik, aber eine ganz spezielle Formung und Prägung, die nun nicht jeder „romantischen“ Erscheinung anzuhaften braucht. Nicht das Zurückgreifen auf das Rittertum des Mittelalters in seiner märchenhaften Verklärung, nicht das ritterliche Kostüm und die höfischen Reden machen den Romantiker; all dies ist vielmehr unwe sentliche, aus ganz bestimmten geschichtlichen Ursachen abfließende Verbrämung. Sonder Romantik in dem hier gemeinten überhistorischen Sinn ist Abwendung von den Gebilden der erfahrbaren Wirklichkeit, ist Überwindenwollen der bloßen Empirie und Flucht in jene märchenhaften, seligen Gefilde, in denen dem begnadeten Finder die „blaue Blume“ blüht. Diese Abkehr und dieses Verlangen, diese Flucht und dieses Suchen aber findet sich als der innerste Kern und Antrieb in den er-

wähnten Erscheinungen der Philosophie. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, welcher Wert oder welche Gefahr für die Philosophie in solchen Tendenzen liegt; wir sprechen hier nicht als Kritiker — wenn die Menschen doch überhaupt weniger kritisieren und mehr verstehen wollten! —, sondern als kulturphilosophische Betrachter, und haben darum nur aufzuweisen und zu erklären, aber nicht zu be- oder verurteilen. Gegebene Tatsachen einsehen und verstehen, das ist das Erste, vor allem einer so prägnanten Erscheinung gegenüber wie der Renaissance der Romantik.

Denn, wie es nach dem Hegelschen Wort sein muß, zeigt sich dies Erwachen romantischen Geistes auch in den anderen Zweigen der modernen Kultur. Ueberall lebt nach dem Spezialistenbetrieb des vergangenen Jahrhunderts mit seinem ausgeprägten Rationalismus und Empirismus — diese Allianz mag manchem sonderbar erscheinen — romantisches Wesen auf, das dem Urgrunde alles Seins zustrebt, eine Welle frisch pulsierenden romantischen Lebens rollt unaufhaltsam durch die Adern unseres gestigten Körpers. Am auffallendsten zeigt sich diese Tatsache vielleicht auf dem der Philosophie ja eng benachbarten Gebiet der Religion. Während die Religionsphilosophie des vorigen Jahrhunderts in enger Anlehnung an Kant die Religion auf Moral begründete, sie aus gewissen moralischen Voraussetzungen folgerte oder gar, wie die „Als-ob“-Lehre Hans Vaihingers, in Moral untergehen und verschwinden ließ, begründet ein des Mythismus gewiß nicht verdächtiger Forscher wie Heinrich Scholz in seiner prächtvollen, tief schürfenden „Religionsphilosophie“ (Berlin, Reuther & Reichard) die Religion auf das Gotteserlebnis. Religion haben, heißt nach ihm an Gott glauben auf Grund des Gott erlebt habens. Kein Ableiten mehr und kein Folgern in geistreich wissenschaftlicher Weise, sondern tiefstes, inneres, unmittelbares Erleben, das ist der Quell der Religion. Das aber ist romantisch, und es ist kein Zufall, daß diese Lehre dem Tatbestand der Religion am meisten gerecht wird. Denn Religion überhaupt ist so recht eigentlich ihrem Wesen nach romantisch, läßt sich daher auch nur so schwer und nie befriedigend in Definitionen und Formeln rationalem Gepräges zwingen. Ihren Tatbestand, der sonst stets ungelöste Reste zurückläßt, vermag nur der romantisch Veranlagte einzusehen und nur er kann ihn ausreichend und ungezwungen deuten. Den selben charakteristischen Zug finden wir auch in der „Idee der richtigen Religion“, von dem den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannten Philosophen Paul Feldkeller (Verlag von Andreas Perthes A.-G., Gotha), oder noch schärfer in dem ganz tiefen, verinnerlichten Büchlein von Friedrich Gogarten, „Die religiöse Entscheidung“ (Eugen Diederichs, Jena). Ungemein belehrend durch ihre historischen Ausblicke und die eigentümlich romantische Wendung zur Lösung des Problems ist auch die kleine Schrift „Religiöse Strö-

mungen" von Mila Radakovic (Eugen Diederichs, Jena). Romantische Stimmung ist auf der ganzen Linie — und auf diesem Gebiet zum Heil der Religion — im Vormarsch.

Die sogenannte "schöne Literatur" entzieht sich ebenso wenig der gewaltigen Strömung der Zeit. Wir können uns bei dieser gewiß höchst interessanter Tatsache im Einzelnen leider nicht aufzuhalten; kurze Hinweise müssen zur Erläuterung genügen. Als markanteste und lehrreichste Gestalt steht auf der Schwelle der Romantik August Strindberg. Bei ihm, der jeglicher Abgeklärtheit und Einheitlichkeit ja überhaupt gänzlich bar ist, tobt der Kampf zweier Seelen in der Brust, von denen die eine noch umfangen und gebunden ist an den Rationalismus und Mechanismus der abgelaufenen Epoche. Daher stammen die Züge des krassesten Naturalismus in seinen Werken, daher sein immer wiederholtes Betonen menschlicher Unfreiheit und Gebundenheit, das in seiner peinigenden und aufreibenden Einseitigkeit zu einer wahren Predigt des Grauens wird. Aber daneben — und darauf hat am schärfsten und feinsten Arthur Liebert hingewiesen in seinem Buch "August Strindberg, seine Weltanschauung und seine Kunst" (Arthur Collignon, Berlin) — zeigen sich bei ihm schon Züge, die ausgeprägten Idealismus, ja reinste Romantik verraten. Und als ob Strindberg uns das oben betonte innige Verhältnis von Philosophie und allgemeinem Geistesleben ad oculos demonstriren wollte, hat er die Weltanschauung, die sein Kunstwerk entstammt, in einem gefächterphilosophischen Versuch, "Der bewußte Willen in der Weltgeschichte", niedergelegt, einem Versuch, der diesen Kampf zwischen rationalistischem Naturalismus und romantischem Erlösungsschämen zur begrifflichen Formulierung bringt. Während aber dieser Kampf bei Strindberg noch nicht zur Entscheidung kommt, ist diese bei jüngeren Dichtern längst gefallen. Ich erinnere nur an Gerhart Hauptmanns Entwicklung von "Vor Sonnenaugang" und den "Webern", bis zum "Weißen Heiland" und "Der Narr in Christo, Emanuel Quint". Man denke weiter an Rainer Maria Rilke, an Wilhelm Wendlandt, den es zu einer Umdichtung des so tiefromantischen Gilgameschepos zieht, oder an die kernhaftere und gesundere Lyrik von Margarete Bruch, die noch viel zu wenig bekannt ist, und der der Stempel romantischen Geistes auf die Stirn geprägt ist. Besonders bei der Letzteren macht sich ein Faktor bemerkbar, der in Hinsicht auf unser Thema ernsthafte Beachtung verdient, die Hinneigung und Liebe zur indischen Spekulation und zum Buddhismus. Jene tiefe Liebe und jenes wundervolle Vermögen, hinter all den verwirrenden Erscheinungen der Welt und in ihren Ausprägungen und Formungen des Unnenbaren, des Weltgeheimnisses zu sehen, rückt das indische Denken so nahe an die Romantik heran, daß seit Schopenhauer eine Verbindung dieser beiden Elemente fast regelmäßig eintritt.

Es wäre reizvoll und anregend, würde aber ein Buch erfordern, wollte man die anderen Künste in den Kreis der Betrachtung ziehen. Nur auf zwei Erscheinungen sei hier noch kurz hingewiesen. Zunächst die Musik! Die Überwindung der Programmusik durch die absolute Musik bedeutet den Verzicht auf verstandesmäßige, ja wohl gar vernünftelnde Auslegung dieser Kunst und die Rückkehr zum unmittelbaren Erleben, das sich begrifflich, also auch sprachlich, überhaupt nicht adäquat erfassen und formulieren läßt. Das aber ist das Kennzeichen der Romantik und in diesem Zeichen steht gegenwärtig die Musik.

Und noch ein Anderes, dessen Heranziehung vielleicht zunächst verwundertes Kopfschütteln hervorruft: die Entwicklung des Films als Kunstwerk. Wenn wir einmal die große Masse der Filme mit ihrer absoluten Unkunst und ihrem platten Streben nach Sensation (lies: vollen Kassen!) ausscheiden, so scheinen mir diejenigen Filmwerke dem Begriff der Kunst am nächsten zu kommen, deren romantischer Charakter unverkennbar ist. Ich beschränke mich zur Illustrierung dieser Behauptung auf Wegeners "Golem", in dem ganz bewußt und mit künstlerischem Erfolg der Gehalt der romantisch-mystischen Märchen- und Legendenhaftigkeit ausgeschöpft wird. Und — doch dies nur nebenbei! — in dieser Richtung scheint mir in der Tat der Weg zum Kunstmäßig zu liegen, da der Film durch seine eigentümlichen Möglichkeiten und Mittel zur Darstellung und Offenbarung des Romantischen besonders befähigt ist. Ob er diesen Weg gehen wird, ist zweifelhaft; sicher aber liegt in der Entscheidung, die er trifft, die Beantwortung der Frage, ob er ernst zu nehmendes Kunstwerk werden soll oder Mittel zur Befriedigung größter Sensations- oder Sentimentalitätsinstinkte. Der Film als Kultur- oder als Kassenangelegenheit, diese Frage ist zu lösen.

Daß alle diese Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens nicht Erzeugnisse künstlicher Mode und eines lebensfernen Literaturtums sind, dafür kann die auffallende Uebereinstimmung der einzelnen Kulturzweige bürgen. Stärkere Bürgschaft aber legt die unbefangene Beobachtung des allgemeinen Denkens und Fühlens auch der nicht durch Philosophie und Kunst "angekränkelten" Kreise ab. Auch in ihnen zeigt sich die romantische Strömung, die nun aber, durch kritische Ueberlegung und Besonnenheit nicht im Zaume gehalten, über die Grenzen hinauschießt und z. T. in wildesten Münzitismus ausartet. Hierher gehören die auf den ersten Blick verwunderlichen Erfolge, die den Okkultismus in jeder Form, als Theosophie oder Spiritismus, als glatter Aberglaube und Spekulation auf unkritisches Sehnen der sonst so skeptischen und gefäßsklugen Menschheit zu verzeihen hat. Und wenn wir von diesen bedauerlichen und höchst unerfreulichen Ausartungen absehen, so bleibt noch ein bezeichnendes Symptom. Wenn der Andrang zu den Volkshochschulen, freien

Vorträgen und sonstigen Bildungsgesegenheiten so groß ist, so ist es nur in den wenigen Fällen das Bedürfnis nach Wissenschaft und ihren Ergebnissen, das die Masse anzieht. Sondern im letzten Grunde steht dahinter die — wenn auch unausgesprochene — Erwartung, auf diesem Wege zur Erkenntnis dessen zu gelangen, was die Welt im Innersten zusammenhält, die Hoffnung, das Geheimnis alles Seins sich entschleiern zu sehen. Man mag über solch naives Erwarten lächeln; es ist auf jeden Fall ein sprechender und schlagernder Beweis für die Macht romantischen Geistes in der von oberflächlichen Betrachtern so oft mit Unrecht nüchtern genannten Gegenwart.

Wissenschaftliche Woche in Memel

Von Dr. Kemp

Eine von der Stadt veranstaltete Wissenschaftliche Woche fand in Memel statt. Für die Veranstaltung hatten sich in dankenswertester Weise zehn Königsberger Universitätsdozenten zur Verfügung gestellt. Die Formen der Hochschulkurse haben hier zum ersten Male auf einem Gebiete Anwendung gefunden, das aus dem Verbande des alten Vaterlandes herausgerissen ist, und vielleicht läßt sich sagen, daß das Bestreben, Wissenschaft und Volkustum in engste geistige Berührung zu bringen, in so sinnfälliger Deutlichkeit kaum je zum Ausdruck gekommen ist. Was der Wissenschaftlichen Woche zugrunde lag, war auf der einen Seite der Wunsch, des Erbes einer uralten deutschen Kultur in dankbarer Freude recht eingedenk zu werden, und auf der anderen Seite, die Ergebnisse der Forschung, auch denen, und gerade denen, mitzuteilen, die aus besseren Tagen nur das treue Seifthalten an einer kulturellen Einheit in eine trübe Gegenwart hinübergerettet haben. Diese Auffassung fand ihre eindrucksvolle Prägung in dem Goetheischen Wort: „Was sucht' ich wohl den Weg so lehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll“, das bei einem gemeinschaftlichen Zusammensein von dem Vertreter der Universität seiner Tischrede zugrunde gelegt wurde. Wenn überdies der Geist der Wissenschaft in der Hauptstadt eines von zwei verschiedenen Volksstämmen bewohnten Landes versöhnend und brückenbildend gewirkt haben sollte, so wäre auch dies als schätzbares Ergebnis durchaus zu begrüßen. Von den Königsberger Professoren waren einige schon durch die Vorträge des Goethe-Bundes mit Memel in Beziehung gekommen, so daß hierdurch bereits eine tragfähige Brücke für das Zustandekommen der Woche gewonnen war. Besonderer Dank gebührt aber trotzdem noch Prof. Ludolf Malten, der die Verhandlungen mit den Königsberger Kollegen übernommen hatte und ohne dessen unermüdliche Bemühungen es kaum gelungen wäre, so rasch und so leicht in den Kreisen der Universität Sympathie für die Veranstaltung zu wecken. Von den zehn Dozenten hielt jeder einen zweistündigen Fachvortrag, der ein mehr

ins Einzelne gehendes Thema seines Forschungsbereiches behandelte, und einen kürzeren, allgemeinverständlichen Vortrag. So setzten sich die Darbietungen der Woche aus folgenden zwanzig Vorträgen zusammen: Seeberg: Die religiöse und theologische Frage der Gegenwart. Seeberg: Luther. Litten: Gesetz und Richter. Litten: Der Staat der Römer. Mann: Das internationale Finanzproblem. Mann: Die wirtschaftlichen Grundideen der Gegenwart. Selter: Die Tuberkulose als Volkskrankheit. Selter: Die Bedeutung der Grenzländer für die Seuchengefahr. Friederichsen: Finnland, Land und Leute. Friederichsen: Die Ostsee und ihre Küsten. Goedekemeyer: Das Wesen der Philosophie. Goedekemeyer: Vom Ziel der Erziehung. Kaufmann: Neueste Resultate der Atomforschung. Kaufmann: Drahtlose Telegraphie und Telephonie. Malten: Ursprünge und Entwicklung des antiken Dramas und Theaters. Malten: Glaube und Abergläube in antiken Geheimkulten. Ranke: Die deutschen Volkslügen. Ranke: Ueber die Kunst, Romane zu lesen. Wreszinski: Die Statuenkunst der alten Aegypten. Wreszinski: Von den Hieroglyphen bis zu unserer Schrift. — Alle Vorträge fanden einen gleichmäßig starken Besuch, und wenn allein schon nach diesem regen Interesse geurteilt werden soll, entsprach die Wissenschaftliche Woche einem starken inneren Bedürfnis und war von einem nicht minder in die Tiefe gehenden Erfolge begleitet. Daß die erheblichen finanziellen Opfer, die von der Stadt, mit Rücksicht auf die kulturelle Aufgabe, die hier vorlag, nicht gescheut waren, in diesem schönen Sinne fruchtbar geworden sind, ist der beste Dank für alle, die sich in den Dienst der Sache gestellt hatten.

Briefe eines alten Elbingers über Georg Friedrich Händel

Veröffentlicht durch Max Carstenn

Justizrat Carl Robert Heinrich (1822 bis 1892) in Elbing, dessen bedeutende Verdienste um deutsche Kultur innerhalb seines Lebenskreises noch heute unvergessen sind, trat besonders für G. F. Händel ein, von dessen Werken vor 50 Jahren nur einige, wenige Oratorien noch lebendig zu sein schienen. Unermüdlich, wenn auch ohne Einseitigkeit, warb er für seinen Lieblingskomponisten; was er hierüber schriftlich festgelegt hat, ist heute noch so tressend, daß Heinrich geradezu als Verkünder der großen musikalischen Renaissance gelten kann, in der wir heute stehen.

Die folgenden Mitteilungen sind Auszüge aus Briefen an einen jungen Freund, den Bankbeamten Schimke in Graudenz; geschrieben 1876–87.

„Je mehr ich mich mit dem großen und herrlich schönen Händel beschäftigt habe, desto mehr bin ich zu der Ueberzeugung gekommen,

daß es auch in der Ästhetik keinen besseren und größeren Lehrer gibt, als ihn."

In seinen Oratorien (in den Opern ist das etwas anders) befolgt Händel bei der Wahl der Stimmen folgendes: Der Sopran ist für Frauen- und Knabenrollen, und zwar hoher Sopran für Mädchen, Mezzosopran für junge Frauen, oder die ihnen gleichzuzählen, oder für Frauen, die einer besonders großen Leidenschaft nicht fähig sind; tiefer Mezzosopran (oder Alt) für Heroinen. Die Altstimme ist die Repräsentantin des Reinen, von der Sinnlichkeit noch Überhüxt, der Tenor der des Kampfes im Leben und mit dem Leben, der Träger des inneren oder äußeren Konfliktes, des Mannes, welcher hinaus muß ins feindliche Leben. Von einem weichen, flötenden, lyrischen Tenor weiß Händel nichts. . . Den Bass teilt er den durch Kämpfe reif gewordenen, also den Greisen, den Priestern — und den Bösewichtern zu: allen denen, die in sich fertig geworden, bei denen Sturm und Drang überwunden ist.

Sie werden hieraus erkennen, daß die Stimmenverteilung keine zufällige, sondern auf tiefer psychologischer Beobachtung begründet ist."

Mit voller Klarheit werden die verschiedenen Arten der Rezitative geschieden, nämlich „a) das des gewöhnlichen Dialogs. Dieses, zu dem ich auch den Monolog rechne, kann gar nicht anders als durch das Klavier begleitet werden; die Begleitung durch das Orchester wäre zu schwierig, gibt auch einer bloßen Unterhaltung zu viel Rothurn, und verlangt vom Sänger zu viel Stimmenaufwand . . . b) das Rezitativ der Erzählung, c) das der dramatischen Erregung, beide finden Sie im Händel der Regel nach mit Orchester begleitet und mit Zwischenspielen versehen. . . hier bedarf es eines besonderen Pathos; darum auch ein größerer Aufwand an instrumentalen Mitteln und an Stimme und Vortrag. Die Secco-Rezitative (a) sind notwendig geboten, um die nötige Ruhe zu haben, um die breiteren musikalischen Ergüsse besser genießen zu können. Sich ewig auf dem Rothurn zu bewegen, ist lächerlich und für Sänger und Zuhörer ermüdend. Solche dünne, scheinbar leere Stellen sind ökonomische Notwendigkeiten. . . Warum geben wohl die Griechen auf drei große, ernste Dramen ein Satyrdrama? Deshalb, weil kein Mensch ewig auf Stelzen gehen und ewig nur den bloßen Ernst und Würde vertragen kann."

Es folgen überaus feine, wertvolle Bemerkungen über Händels „Samson“, deren Abdruck wegen ihrer Ausführlichkeit hier leider nicht möglich ist.

Weiter heißt es:

Den Sängern Fricke, Elmblad, Speith, Adolph Schulze, Miranda, Padilla, der Artot und vielen kleineren Größen habe ich Abschriften von Opernarien aus Händelschen Opern, die noch nicht bekannt sind, gegeben, und ich freue mich, hier und dort in den musikalischen Zeitungen zu lesen, wie dies und jenes davon anderwärts auftaucht. Von der Intendantz der Königl. Oper in Berlin erhielt ich allerdings die Oper „Sosarme“ — die ich

übersetzt und mit einem Klavierauszuge versehen und ihr zugeschickt hatte, um sie eventuell bei der 200 jährigen Jubelfeier Händels im Jahre 1885 zur Aufführung zu benutzen — zurück mit dem Bemerkten, daß das alles ganz veraltet sei. Nun, ich habe auch kein Blatt vor den Mund genommen und dem Herrn ganz unverhohlen meine Meinung über die Ignoranz der heutigen Bühnenleiter und über die man gelnde technische und allgemeine geistige Bildung unserer heutigen Sänger gesagt. Die Intendanten werden es auch nicht machen, — aber schließlich werden die Sänger selbst es durchsehen, und wenn erst eine einzige dieser herrlichen Opern einigermaßen anständig aufgeführt wird, — dann wird das Publikum die ihm jetzt in den meisten neueren Erzeugnissen gebotene und ungesunde und unschöne Kost zurückweisen. . . Herr General-Intendant v. Hülsen, Erzellenz, sagte mir ganz unverkrochen, das Theater sei nicht dazu da, um auf die Veredelung des Geschmacks zu wirken!"

Heinrich spricht weiter über den Kreis von Musikfreunden, die mit ihm arbeiten: „. . . mit letzteren studiere ich alle Donnerstage ganze Werke von Händel, Gluck und andern Opernkomponisten, die nicht auf dem gewöhnlichen Theaterrepertoire sind; an jedem Montage Ensemblefeste aus den Mozartischen, Gluckischen, Méhulischen und Cherubinischen, Timarofaschen, Rossinischen, jo sogar Donizettischen Opern. . .“ Die aus der alten Musik gewonnene ästhetische Einsicht führt zu einem Urteil über R. Wagner: „Bei einer Oper den Schwerpunkt ins Orchester verlegen, ist ein Fehler. Der menschliche Gesang muß dominieren. Symphonie und Kunstgesang lassen sich einmal nicht vereinigen. Aus Instrumentaleffekten in Opern mache ich mir lange nichts mehr. Das wäre so, als wenn man auf schöne Kostüme und schöne Dekorationen das Hauptgewicht legen wollte. Beklagenswert die Dichter und Komponisten und das Publikum, die das nötig haben. Das gehört alles in die Kategorie der Posamentier-Dramaturgie.“

Was Heinrich erstrebte: eine Wiedererweckung musikalischer Kunstwerke, bei denen der Mensch mit der Schönheit seiner Stimme die Hauptsache sei — das ist jetzt Wirklichkeit geworden. In Göttingen werden seit 1920 regelmäßig im Juli von dem dortigen Universitätsbunde Händelfestspiele veranstaltet. Der Kunsthistoriker Dr. Oskar Hagen hat in mühevoller Arbeit den in den gedruckten Opernpartituren vorliegenden Rohstoff bühnenreif gemacht; zunächst Rodelinde (1920), Otto und Theophano (1921) und Julius Caesar (1922). Die Aufführungen haben gewaltiges Aufsehen erregt, und eine größere Anzahl von Bühnen stellt jetzt solche Werke in ihren Spielplan ein. Sehr bemerkenswert ist, daß auch die Ausstattung dieser Spiele unbewußt ganz genau den Wünschen Carl Robert Heinrichs entspricht: Kostüme und Dekorationen sind nicht Selbstzweck, sondern harmonisches Glied eines geschlossenen Ganzen.

Heinrichs Tod und das bald darauf eintretende Hinscheiden seines treuesten, verständnisvollsten Mitarbeiters (1892) war ein harter Schlag für die musikalische Kultur unseres deutschen Ostens. Ein Prophet war er gewesen, den seine Zeit nicht verstand; jetzt, nach einem halben Jahrhundert, wird sie reif dafür.

Über die heutige wirtschaftliche Lage in den Wolgakolonien*)

Von Dr. Otto Fischer

Nachdem ich jetzt noch auf der Bergseite gewesen bin, habe ich einen gewissen Überblick über die ganzen Verhältnisse bekommen. Und da muß man einmal zunächst sagen, daß von den Bauern im vergangenen Jahre geradezu Uebermenschliches geleistet worden ist. Daß es möglich war, unter den damals obwaltenden Verhältnissen mit dem so außerordentlich reduzierten Viehbestande und selbst fast verbungert, eine Aussaat zu machen, daß der von der Regierung zur Verfügung gestellte Samen seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt wurde und nur in einem geringen Teil zur Verpflegung verwendet wurde, ist eine solche Leistung, daß man sie nur glauben kann, wenn man sie wirklich sieht. Und da sprechen eben die Zahlen über die Größe der Anbaufläche eine bereite Sprache; sie beweisen, was der Bauer geleistet hat. Und doch reicht die Ernte nicht aus. Die hierfür ausschlaggebenden Gründe sind mannigfaltiger Art. Einmal war das Ergebnis nicht derart, wie man es nach dem Stand der Saaten im Frühjahr hätte erwarten dürfen. Die starke Hitze hat auch dieses Jahr wieder erheblichen Abbruch getan, an einzelnen Stellen haben Heuschrecken großen Schaden angerichtet, und die zur Bekämpfung ergriffenen Maßregeln haben wohl hier und da guten Erfolg gehabt, aber nicht die Ernte überall retten können. Es lag dies einmal daran, daß ungenügende Mittel von Seiten der Regierung bereit standen, zum anderen aber auch an dem völlig unberechtigten Mißtrauen, das sich erst legte, als man bei anderen den Erfolg sah, aber dann war es vielforts bereits zu spät. Zum nächsten Jahr liegen bereits größere Arsenmengen zu diesem Zwecke bereit, so daß beim Auftreten dieser Schädlinge mit Erfolg entgegengewirkt werden kann. Vor allem aber liegt der außerordentlich unterschiedliche Ertrag, den man oft auf fast gleichen, zum selben Dorf gehörigen Feldern sehen kann, an der verschiedenen Bearbeitung. Viele Bauern waren gezwungen, mit einem oder zwei Pferden zu ackern oder gar Kühe einzuspannen, eine hier absolut ungebräuchliche Art der Feldarbeit. Da nun gerade bei der im Sommer zu erwartenden großen Hitze, die ja auch dieses Jahr nicht ausblieb, ein möglichst tiefes und intensives Ackern Voraussetzung eines guten Ertrages

ist, so konnte ein solcher bei der ungenügenden Bearbeitung von vornherein gar nicht erwartet werden, wenn nicht die Witterung außergewöhnlich günstig sich gestaltete. Daß aber von Feldern, die im Frühjahr mit Haken und Spaten bearbeitet worden waren, keine irgendwie erhebliche Ernte erhofft werden konnte, braucht eigentlich kaum gesagt zu werden. Nur, wer noch genügend Vieh zur Verfügung hatte, um seine Pflüge ordentlich bespannen zu können, der hatte Aussicht auf Erfolg und dem hat auch das Land seinen Lohn abgeworfen. So ist das Ergebnis im Durchschnitt 20—25蒲 (pud), doch findet man viele Bauern, die nur 15, 12, ja 10蒲 von der Deplatine geerntet haben. Die mannigfaltigsten Arten der Zusammenarbeit haben stattgefunden, sei es, daß einzelne Familien sich zu einer Art gemeinsamen Wirtschaft zusammengetan haben, um auf diese Weise einen Pflug richtig bespannen zu können, sei es, daß man sich Pferde von anderen mietet, wobei als Preis meist die Hälfte des Erntertrages ausgemacht war. Heute hat nun jeder zu essen, denn auch die kleinste Ernte hat bis jetzt ausgereicht, und auch diejenige Gruppe, die gar nichts hat einbringen können, die zurückkehrenden Flüchtlinge, finden jetzt durch irgendwelche Arbeiten, die sie gegen Zahlung übernehmen, ihr Brot. Aber unter ihnen sieht es trotzdem aus, und sie werden auch die ersten sein, die am Hungertuch nagen. Die meisten von ihnen haben alle ihre Habe verkauft, auch Haus und Hof, der damals wieder in Privatbesitz übergegangen war, veräußert. Aussaat haben sie nicht gemacht, das wenige Eigentum, was sie mitgenommen hatten, mußte auf der Reise verschleudert werden, nur um leben zu können. Und viele von ihnen haben nicht einmal ihr Haus wiedergefunden, denn dieses ist inzwischen abgerissen worden, das Holz verheizt und die Mauern verfallen. In irgendeiner Stube müssen sie kampieren, oft in großer Zahl, mit wenigen von Freunden oder Verwandten zusammengeborgten Möbelstücken. Hier wird in wenigen Wochen furchtbares Elend herrschen, wenn einmal mit dem ersten Schnee und dem Ende der Feldarbeit die Verdienstmöglichkeit aufhört. Aber auch viele von denen, die zu Hause geblieben sind und Aussaat gemacht haben, werden wieder Hunger leiden, nur wird es bei ihnen später anfangen, weil sie sich eine gewisse Zeit weiterhelfen können. Im allgemeinen kann man sagen, daß jeder, der vermöge seines Viehbestandes dazu noch imstande ist, in diesem Jahre eine größere Aussaat macht, wie im vorhergehenden. So kommt es, daß manchorts ganz allgemein dieses Mal eine größere Fläche mit Wintergetreide bestellt ist, wie im Jahre vorher. Es mag dies vielleicht vorzugsweise von der Bergseite gelten, wo die Verhältnisse in jeder Beziehung besser sind. Hier ist vor allem auch die Zahl der Arbeitstiere in den einzelnen Dörfern relativ viel größer, wie auf der Wiesenseite. Und das ist gerade die erste Voraussetzung zum Wiederaufbau. Wäre Vieh genug vorhanden, dann wäre die Erholung

*) Später folgt eine Sonderausgabe über die Deutschen in Russland. Schriftl.

der Kolonien und ihre Rückkehr zum früheren Wohlstand nur eine Frage der Zeit. Vieh oder Ersatz desselben, Motorflüge, Traktoren sind das Geheimnis, das dieses Land von neuem der Kultur erschließt, und die Beschaffung dieser Hilfsmittel muß heute die Sorge und die Mühe derer sein, denen diese Gegenden ans Herz gewachsen sind. Mit allen Mitteln suchen die Bauern selbst an die Lösung dieser Frage heranzugehen, sie kaufen Tiere, soweit sie eben nur können, aber die geringe Ernte muß zur Beschaffung von so vielem reichen, neben dem eigenen Lebensunterhalt müssen Kleider gekauft, Geräte angeschafft, das Haus ausgebessert werden, und manch einer versteht mit dem wenigen, was er heute sein eigen nennt, nicht zu wirtschaften und glaubt, wieder in den früheren Zeiten zu leben, wo man alles sich erwerben konnte. Und doch hat in allen Dörfern der Viehbestand zugenommen und die außergewöhnlich gute Heuernte — viele Bauern haben auf zwei Jahre Viehfutter in der Scheuer — macht auch das Überwintern leicht. Auf der Bergseite begegnete man immer wieder Transporten von Arbeitsochsen, die gewöhnlich in Särzin zu nicht allzu hohen Preisen (meist 700 bis 900 Millionen das Paar) gekauft worden waren und von den Bauern nach Hause getrieben wurden. Auch Pferde und Kamelle werden von vielen angeschafft.

Und nun, was sind heute die Aufgaben des Auslandes und vor allem der Wolgadeutschen, die nicht in der Heimat leben: alle ihre Arbeit muß auf die Kolonien selbst konzentriert werden, jeder Pfennig Geld, der nur eben dem Werke des Wiederaufbaus dienstbar gemacht werden kann, muß auch dafür verwendet werden. Alle Aufgaben, die außerhalb der Kolonien liegen, müssen auf das unbedingt erforderliche Maß beschränkt werden. Denn es gilt, den Kernpunkt der Fragen anzugreifen, darüber müssen eventuelle Nebendinge zu kurz kommen. Jede Lebensmittelversendung, auch wenn sie noch so klein ist, hat einen großen Wert. Zurzeit liegt ja keine Notwendigkeit vor, irgend eine Verteilung vorzunehmen, und es wird mit Absicht in Übereinstimmung mit allen beteiligten Kreisen jetzt zurückgehalten, bis im Winter die Zeiten größerer Not eine Ausgabe zweckmäßiger und richtiger erscheinen lassen. Aber gerade in diesem Jahre kann auch mit einer geringen Menge unendlich viel genützt werden, weil wir ja nicht einem solchen, alle Kreise in gleichem Umfange betreffenden vollständigen Mangel gegenüberstehen. Deshalb darf die Propaganda zur Überweisung von Lebensmitteln nicht aufhören, und gerade die Zustellung von Privatsendungen möchte ich für besonders wertvoll halten. Unendlich groß ist aber der Mangel an Bekleidungsgegenständen jeder Art, Anzügen, Hemden, Schuhen, Stiefeln. Die Not hat die Leute gezwungen, im vergangenen Jahre alles nur eben Entbehrliche zu veräußern. Und was übrig blieb, ist im Laufe der Zeit derartig verschlissen, daß es heute nur mehr Lumpen sind. Hier herrscht die bitterste Not

und auch mit allen lang getragenen Sachen kann unendlich viel Gutes getan werden.

Von ausschlaggebender Bedeutung aber ist, wie aus dem Obigen klar hervorgeht, die Beschaffung von Vieh, und dazu ist nur Geld nötig; Arbeitstiere sind auf allen Märkten zu haben. Und gerade diese Hilfe bedeutet so unendlich viel mehr, weil dadurch eine intensivere Bearbeitung des Feldes, eine größere Aussaat und damit die Aussicht auf einen reicherer Erntertrag eröffnet wird. Es wird damit die Möglichkeit geschaffen, das Gebiet wieder auf eigene Füße zu stellen, und es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß jeder Tag, an dem dies früher erreicht ist, eine große Bedeutung hat.

Dasselbe gilt von landwirtschaftlichen Maschinen, in allerster Linie von Traktoren. Ich denke hier nicht an große Maschinen, sondern an kleine, handliche Pflüge, die leicht zu bedienen sind, keine allzu großen Kosten machen und auch nicht zu viel Brennstoff verschlingen. Gerade die Frage des Brennmaterials wird schwierig zu lösen sein, aber an ihr wird die Sache nicht scheitern. Von Wichtigkeit ist es, nur einmal einen solchen Pflug heranzuschaffen, damit man an Ort und Stelle sieht, wie er arbeitet, daß er brauchbar ist und was er zu leisten vermag. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dann auch einzelne Cooperative sich eine solche Maschine angeschaffen würden. Was dies aber für den Aufbau der Wirtschaft bedeutet, braucht wohl kaum angeführt zu werden. Die Einfuhr würde durch Vermittlung des D.R.K. keine Schwierigkeiten machen und auch die russische Regierung würde es nur begrüßen.

In den Wolgakolonien hat, wie ganz allgemein in Russland, überhaupt der Wiederaufbau eingesetzt und in diesem Sinne muß von allen Seiten gearbeitet werden, die Hilfe erweisen wollen. Daran darf uns das eine nicht irre werden lassen, daß auch heute noch weiterhin vieles zugrunde geht, auf den speziellen Fall angewendet, daß auch in diesem Jahre in den Kolonien wieder Hunger und unendlich viel Elend herrschen wird. Es muß dieser Gedanke uns bei unserer weiteren Tätigkeit leiten, dann werden wir von selbst wissen, was im einzelnen Falle das Wichtigste ist und was wir daher zu tun haben.

Die Zoppoter Waldoper

Von Carl Lange

Schon jetzt im Winter beginnen die Vorbereitungen für die Zoppoter Waldoper. In unserem beim Verlag Schon vergriffenen dritten Heimatfest (Sonderausgabe Danzig, Oktober 1922) hat Hermann Merz, der Oberspielleiter des Danziger Stadttheaters, auf „Wert und Ziel der Waldoper“ und Willibald Omankowski auf die „Bedeutung der Waldoper für unsere Heimat“ nachdrücklich hingewiesen. Den Höhepunkt der künstlerischen Ereignisse bildete zweifellos die Aufführung von Richard Wagners „Siegfried“ mit erstklassiger

Besetzung. Das Reich hat diese deutsche Kulturstat Zoppots anerkannt. Auch wir werden in den Monatsheften mit einer Reihe von Bildern über die Entwicklung und Zukunft der Waldoper hören.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Stadt Zoppot hat die Leitung der Waldoper beschlossen, um der Tradition Wagner zu folgen, im kommenden Sommer den „Lohengrin“ aufzuführen. In der Waldbühne ist ein für den gesamten Osten bedeutendes Werk geschaffen, das berufen zu sein scheint, eine Festspielstätte ersten Ranges zu werden. Vielleicht kann sie einen Teil der Aufgaben übernehmen, die der durch die Geldverhältnisse gehemmte Marienburgbund nicht erfüllen kann.

Die Zoppoter Waldoper, die nur durch große finanzielle Opfer der Stadt möglich ist, bedarf wärmerster Teilnahme und Förderung durch das Reich. Trotzdem bei internationalem Publikum sämtliche Vorstellungen beim „Siegfried“ ausverkauft waren, bleibt es ein rein ideelles Unternehmen.

Die künstlerisch hohe Warte der Aufführung beweis die Mitwirkung der in bestem Ruf stehenden Künstler Heinrich Knotz, Fritz Vogelstrom, Waldemar Henke, Dezsödör Sátor, Frau Arndt-Ober, Frau Melanie Kurt. Die Regie als Nachfolger des verstorbenen Paul Walther-Schäffer führt bei „Lohengrin“ wieder Hermann Merz.

Bom Stockturm in Danzig

Von Carl Lange

Mitten in lebhafter Verkehrsgegend und doch wie auf einsamer Insel steht Danzigs alter, mächtiger Stockturm. Der Strom der Menschen fließt durch das Langgasser Tor in die Langgasse hinein. Der Stockturm öffnet nur selten seine Tore für Kunstausstellungen oder bietet den Wandervögeln eine romantische Heimstätte.

Seit kurzer Zeit regt sich neues Leben in seinen verwitterten Mauern. Der Danziger Journalist Hans Rhäue, seit langen Jahren Verleger und Antiquar in Zürich, schuf in den bisher verödeten Räumen des Stockturm ein eigenartiges, stimmungsvolles Büchergewölbe. Unter den reichhaltigen Sammlungen finden sich alte Kupferstiche und Ölgemälde, wertvolle Drucke, alte Ausgaben deutscher Werke und die Literatur fremder Völker. Der behaglich eingerichtete vordere Raum lädt zu ruhiger Betrachtung und Vertiefung ein. Nichts deutet auf das Geschäftliche hin, alles erzählt von der Liebe und Sorgfalt, mit der hier eine verständnisvolle Hand gewaltet hat. Der Charakter ist bei dem Ausbau durchaus gewahrt. Für die Durchführung dieses eigenartigen Gedankens gebührt Hans Rhäue in dieser Zeit besondere Anerkennung, und die Belebung des stolzen Wahrzeichens ist zweifellos ein Gewinn für Danzig.

Wenn Hans Rhäue in diesem Geist den alten Stockturm weiter ausgestaltet und zu neuem Leben erweckt, so dürfte ihm die Unterstützung der Behörden und des Senats sicher sein. Einer der alten Gefängnisseräume ist wieder hergerichtet und mit seinen alten Inschriften und Runen zu besichtigen. Der erste Verlust ist ein schöner Beweis, daß die Räume des Stockturms ohne Zerstörung

ihres Charakters und ihrer geschichtlichen Bedeutung durch ihre verständnisvolle Verwertung eine Bereicherung des Stadtbildes sind und noch weiter werden können.

Bon unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Die größte Zahl der Mitarbeiter dieses Heftes waren schon häufiger in unserer Zeitschrift vertreten. (Ludwig Bäte I 11, Adelbert Matthaei III 7, Hans Frank I 8, Maximilian Abich I 11, Max Carstenn I 10). Von Heinrich Leis brachten wir im Heft II 7 „Das Wunderhafte in der Dichtung“. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf seinen Novellenband „Besuch am Abend“ und seine Gedichte, erschienen in Richters Druckereiverlag Berlin-Britz (Deutscher Bund für Volkstum und Kunst), aufmerksam.

Heinrich Leis ist 1893 in Wiesbaden geboren und besuchte dort das humanistische Gymnasium. Er studierte in Heidelberg, Berlin und Freiburg Germanistik. Vier Kriegsjahre erlebte er als Artillerist an der Westfront. Sein Studium fand seinen Abschluß in Frankfurt am Main. Er lebt als freier Schriftsteller in Wiesbaden.

Es sind novellistische und essayistische Beiträge in vielen Zeitungen und Zeitschriften von ihm erschienen. Eine melodramatische Dichtung „Das schwarzblaue Schloß“ wurde mehrfach in Wiesbaden aufgeführt. Die Vertonung ist von dem Kapellmeister des Wiesbadener Stadttheaters Arthur Rothen. In Vorbereitung ist ein Novellenbuch „Die Lebenschläge“ und ein Zeitroman „Opfergang der Liebe“. Es ist die Idee der Menschheitserlösung durch werktägliche Liebe über den Einzelfall hinaus allgemein gestaltet und typisch erfaßt. Als Hintergrund ist die Wirrnis und Terrifiziertheit unserer Tage gewählt. Seine Gedichte „Wunder Welt“, ein Buch der Liebe, ein Buch der Sehnsucht (Richters Druckereiverlag, Berlin), weisen auf die große seelische Gemeinschaft hin, aus der Kraft und Freude fließen. Sein jüngstes Werk, eine dramatische Dichtung, „Der ewige Weg“, das bereits im Manuskript vom Stadttheater Koblenz angenommen wurde (Uraufführung Ende Januar), verbindet in den ewigen Wechsel von Werden und Vergehen, von Leben und Tod, in künstlerisch wertvoller Form und Darstellung. Das Drama „Der König und der Narr“ gelangt in nächster Zeit zur Veröffentlichung.

Willi Geißler schreibt uns selbst über sein Leben kurz gedrängt folgendes: „Geboren? — Jamoh! 29. September 1895 in Hamm in Westfalen. Sonntagskind! Vater: Westfale, Mutter: Rheinländerin! Jugend bei rationiertem blauen Himmel im Arbeitsviertel einer Industriestadt. Man sagt: daarum die Blaue-Blumen-Sehnsucht! Von mir nicht festzustellen! Siebzehnjährig in die Welt! Düsseldorf (o schöner hotgarten!), dann Krieg, „Besatzungsgefangener“ am Brückenkopf Koblenz. Dann Leipzig (nu äben!) und München. Der Fremdeinbruch Sommer 1922 hat mich fortgetrieben. Lehrer sind: Rüter in Düsseldorf, Kolb in Leipzig und Schimmerer in

München. Erzieher zur Graphik — der Krieg! Vorher viel Farbiges! Größtes Jugenderlebnis: Wandervogel. 1919 Gründung der "Neudeutschen Künstlergilden"; der "Greifenkalender" erscheint erstmalig! Bildungsgang? Ach ja! Bleibt nachzuhören: Volkschule in Hamm, Oberrealschule in Hamm, die bunteste Schule: Wandervogel und Löben! herumzigeunerei! Jawohl, ohne Manschetten!! Zigaretten und Bier? Nicht mein Geschmack! Derzeitiger Aufenthalt: Rudolstadt in Thüringen! Ob noch bei Er scheinen dieses heftes? Zweifelhaft!! Sehr zweifelhaft! Nicht schade! hier Daueranschrift: Bendorf am Rhein, Rheinstr. 11. — Noch etwas: Romantiker? Schwer zu sagen! Staubgefäß: keine! Fruchtknoten: nur in der Phantasie! Romantiker ist jeder Mensch von Natur aus. Ich habe also nichts voraus! Gottlob! Haup tsache ist: Ueber einstimmung von Lebens- und Schaffensgefühl. Harmonie des Endlichen! Form ist nicht Willenssondern Wachstumsache! — Münchener alte Pinakothek: Wendepunkt in der Entwicklung; ein halbes Jahr quälendes brodelndes Schaffen und Tasten! Kampf gegen zu frühes Abgestempelstein! Verständlich? Belanglose Frage! Notwendig! Not-wendig! Bist Du zufrieden ob des Berichtes, lieber Leser? Wohlwollendes Ja entschädigt. — Gut! —"

Von dem Märchenbichter Karl von Fehner, der jetzt als Feuilletonredakteur an der Krefelder Zeitung tätig ist, hat uns Hans Franck in einem früheren Heft erzählt (III 4). Sein Aufsatz selbst führt uns in seine Dichtungen ein.

Wir freuen uns besonders, daß wir die Briefe Turgeneffs an Theodor Storm als erste Zeitschrift zur Veröffentlichung bringen. Storms Lieblings Tochter Gertrud hüet den Schatz, den uns Ihr Vater geschenkt hat. Sie ist berufen, über das Werk und vor allen Dingen über das Leben des Vaters zu erzählen. In den von Börries, Freiherrn v. Münchhausen herausgegebenen "Lebensbildern aus deutscher Vergangenheit" hat der sehr rührige Verlag von Carl Flemming und C. T. Wissott A.-G., Berlin (siehe auch Weihnachtsheft), ein Buch "Mein Vater Theodor Storm" von Gertrud Storm in guter Ausstattung mit einem Titelbild Theodor Storms herausgebracht. Wer für das

Wesen des Menschen und Dichters Theodor Storm Verständnis gewinnen will, der greife zu den schlichten und einfachen Aufzeichnungen, die uns nicht nur zu Theodor Storm und seiner Familie, sondern auch in sein Eltern- und Großelternhaus und damit in seiner Seele Heimat führen. Das Buch ist — nicht nur für die Jugend — aufs Wärmste zu empfehlen. Aus den Aufsätzen und Büchern von Gertrud Storm ist zu erkennen, wie stark und tief sie sich in den Geist ihres Vaters eingefühlt hat, und wie sie auch von ihm mit dichterischer Gabe beschenkt ist.

Kurt Siemers ist in Bad Walsrode in der Lüneburger Heide 1894 geboren. Er stammt aus einer alten niedersächsischen Bauernfamilie und besuchte die Schulen in Hannover und Halberstadt. Schon als Schüler wurden Arbeiten von ihm veröffentlicht. Beim Studium der Volkswirtschaft und Germanistik in Halle lernte er ostdeutsche Art und Menschen durch viele Bundesbrüder, vor allen Dingen durch seinen bei Tannenberg gefallenen Leibburschen, der aus Elbing stammte, schätzen. Er trat bei Beginn des Krieges als Freiwilliger ein und wurde schon 1915 entlassen. Dann widmete er sich der Journalistik und war an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften tätig. U. a. leitete er die Landsmannschafterzeitung in Solingen. Die Nöte des Grenzdeutschums am Rhein hat er selbst erlebt. Die Stille Schönheit ostdeutscher Landschaft hat ihm während des Krieges, vor allem in Schlesien und Westpreußen, viel Anregung gebracht. Kurt Siemers ist jetzt mit einer Reihe von Büchern beschäftigt, die Landschaftsschilderungen und Bilder aus deutscher Vergangenheit bringen sollen.

Kurt Siemers Buch "Die Terzen für Mystika" erscheint im Verlag Schmitz & Olberts, Solingen, in 400 numerierten Exemplaren in einmaliger Subskriptionsausgabe mit 2 Lithographien von Willi Habl.

Berichtigung

Drei Bilder zum Aufsatz Baurat Kohles über die Brückenbauten im Sonderheft "Polen" (November 1922) sind wegen bedeutender Kosten und der schon reichlich vorhandenen Bilder nicht angefertigt worden.

Schriftleitung

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

"Ein Zimmer ohne Bücher ist wie ein Körper ohne Seele"
Gero

Glauberts "Reisebriefe". Eine reizvolle Ergänzung zu "Glauberts großen Reisetagebüchern", deren Eindrücke in Südfrankreich, Italien, Kleinasien, Ägypten und Nordafrika empfangen wurden, bilden seine Reisebriefe aus jenen Reisetagen, die nun in dem verdienstvollen Verlag Gustav Kiperleher, Potsdam, in einer schönen einbändigen Ausgabe erschienen sind

und die eigentlich jeder Glaubertkennner besitzen müßte. Glaubert, Meister größter Erzählungskunst, Schöpfer einer Epos von Weltrang, enthüllt in diesen zahlreichen Briefen sein persönliches Wesen, das sowohl kühn und abenteuerlich als auch patriarchalisch und gesammelt war, in aufrichtigster und charmantester Weise. Wir, die wir sein Menschliches und Persönliches, über das es bisher nur so spärlich Nachrichten gab, so lange suchten, haben ihn jetzt in seinem

ganzen Umriss, in seiner Saftigkeit und menschlichen Stärke. Aus diesen Briefen tritt der vollkommene Mensch hervor, der Künstler und Abenteurer ist, herrlicher Faulenzer und fanta-tischer Träumer, Wüstenreisender und Verächter der gebundenen und lächerlichen Konvention eines spießbürgerlichen Landes, dessen Söhne Karriere machen: hier lebt Flaubert mit aller Deutlichkeit und Farbenleidenschaft seines klaren und vitalen Stiles.

Formal bemessen sind diese Briefe zum größten Teil Meisterwerke von äußerster Prägnanz und Sicherheit des Ausdrucks, der Bewegtheit und Leidenschaftlichkeit des bunten Geistes, so: als wären sie nicht unter der Sonne des Nils und im Wind eines weltfremden Landes, sondern unter weniger Aufregung und bei besonnener Ruhe des konzentrierten Schriftstellers geschrieben. Diese Briefe dürften — ebenso wie die unsterblichen Briefe Goethes, der Romantiker, Nießhöchstes und anderer — eingehen in den Besitz zeitüberdauernder Literatur. Sie besitzen Fülle und Weisheit, Größe und Abenteuerlichkeit einer ausdrückenden, schwelgerischen und weltbesitzenden Seele. Sie haben die Kraft, Beständigkeit und Erregung eines schönen, spannenden Romans. Ungeheure Landschaften sind hier zu Gast geladen, grelle Völker mit ihren seltsamen Gebräuchen, Späßen, Wüstheiten und ihrem Ernst; fremde Sonnen gehen darin auf, Farben und sonderbare Pflanzen blühen darin, Ausdruck und Haltung der Briefe ist oft von einer schönen, durftigen Begehrlichkeit des Verliebten, dessen Geliebte die exotische Welt ist.

Diese Briefsammlung ist graziös und leidenschaftlich, human und zärtlich (vor allem in den Briefen an die Mutter, gegen die Flaubert von außerordentlicher Güte und Lebenswürdigkeit war, obschon sie eine ganz bürgerliche Frau darstellte), daneben sind diese allerpersönlichsten Dokumente ab und zu von einer prachtvollen Männlichkeit und glühenden Träumerei.

Friedrich Schnaak

Will Vesper: "Porzellan", Novelle. Verlag H. Haefel, Leipzig, 1922.

Elf Geschichten und Geschichtchen aus der Zeit, als das Porzellan erfunden wurde und die Künstler zu jenen entzückenden, kapriziösen, feinen Werken der Kleinplastik begeisterte, die heute noch unerreicht sind. Also hauptsächlich aus der Zeit des späten Barock und des Rokoko, dem 18. Jahrhundert. Nur eine der Novellen, die erste, spielt weit früher, im Beginn des 15. Jahrhunderts. Liebschaften des Prinzen von Sachsen, des späteren Königs August des Starken, in Spanien und Italien, ebenso seine seines Sohnes, des Marschalls von Sachsen, in Paris und Kurland, und anderer weniger berühmter Sterblicher, werden mit einer solchen vollendeten Erzählerkunst dargeboten, daß man zuviel über der anmutigen, geistreichen Formen den Inhalt fast aus dem Auge verliert. Zwei der Sächelchen, man könnte sie ausgeführte Anekdoten nennen, sind von grotesker Komik

(die Bühne der Pandora. Die Prinzessin auf dem Esel), zwei andere tief tragisch. Im ganzen wiegt doch der heitere, amüsante Ton vor. — Also als Kunstwerke der leicht unterhaltenden Muse sind diese Stücke alles Lobes wert.

Reinhold Heuer

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: "Der Schlesierbaum". Eine Dichterlese vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1. Band: Das Buch der schlesischen Volksdichtung. Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeigen. Görlitz. 176 Seiten.

Fast unmittelbar nach dem großen Werke "Schlesien" (Fr. Brandstetter-Leipzig) veröffentlicht Wilhelm Müller-Rüdersdorf eine ebenso umfangreiche Anthologie der schlesischen Dichtung. In kronologischer Folge, mit dem "Mimengericht" des Herzogs Heinrich von Breslau aus dem 13. Jahrhundert beginnend, führt das stattliche, vornehm ausgestattete Buch in das dichterische Schaffen der schlesischen Literatur ein, bevorzugt aber keine Lokalgrößen, sondern Männer der gesamtedutschen Literatur. Dabei ergibt sich die bemerkenswerte Feststellung, daß neben längst verschollenen Namen allbekannte Dichter stehen und so ein blütenreicher Kranz schlesischer Dichtkunst, bis zur Gegenwart reichend, gewunden worden ist. Die biographisch-bibliographischen Hinweise geben dem Werke das Gepräge einer ernsten, wissenschaftlichen Arbeit, die neben der Ästhetik auch der Literaturgeschichte gerecht wird, und man darf dem 2. Band "Die schlesische Profadichtung", einem vorbereiteten Werke gleicher Art, mit Spannung entgegensehen. Ein paar Dichternamen nur können herausgegriffen werden, und das soll keine Wertung sein, sondern lediglich eine Andeutung der tiefgehenden Forschung, die aus dem Buche spricht: Michael Weisse, Friedrich von Logau, Leopold Schäfer, Freiherr von Eichendorff, August Kopisch, Karl Hauptmann, Gerhart Hauptmann, Karl Ulling, Martha Große, Alfred Hein. Es sind zu viele, um sie alle nur zu nennen. Die Auswahl aber, die Wilhelm Müller-Rüdersdorf getroffen hat, zeugt von künstlerischem Empfinden und starker kritischer Befähigung. So ist das neue Buch in jeglicher Hinsicht eine vollwertige Gabe.

Max Leischner

Lieder und Balladen von Franz Lüdtke. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Dieses kleine, so anspruchslos aussehende zierliche Büchlein läßt beim Lesen doch bald aufforchen und einen Dichter erkennen, der Empfindungen reinlyrisch — im alten, ewigen Sinne des Liedes — zu künden vermag. Es lebt in diesen Versen jener einfache Klang des Gemütes in schlichten, aber im Grunde mit feinsten künstlerischen Einfühlung gewählten, dem Empfinden unmittelbar nachgebenden Worten, Reimen und Rhymen, die gerade wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit so im tiefsten poetisch, bedeutsam und sinnvoll wirken. Ueberraschend seelenvoll überkommen den Leser oft diese ur-

tümlichen Reize eines unwillkürlich gewonnenen Rhythmus, Klanges, Bildes. Und es ist nichts Oberflächliches, sondern tiefes Sein und Erleben, Schicksal, Wachsen und Kämpfen in diesen Gedichten. Fast möchte man sagen: diese Gedichte stehen unter dem Signum einer alten, edlen und einfachen Liederkunst, aber auch unter dem einer neuen, die wir erheben, die den Zusammenhang von Seele und Kunst, auch von Mensch, Dichter und Volk wieder erschließen könnte, wo uns doch zurzeit solche reine lyrische Empfindungslinie fast ganz abhanden gekommen ist. Gedichte wie „Unrat“, „Birke am Moor“, „Sielfahrt“, „Abschied“, „Das dunkle Band“, „Dorfkirchlein“, „Die Stille“ sind schwungende, bewehte, lyrische Gebilde, die die Nähe von Storm, Mörike nicht zu meiden brauchen.

Dr. Hans Benzmann

Führmann's Verlag, Eibensstock, brachte ein neues Märchenbuch „Das brennende Herz und andere Märchen“ von Maria Brie heraus. Die Verfasserin veröffentlicht gleichzeitig im Verlage von Preuß & Jünger (Inh. Kropff & Weinberger) eine wissenschaftliche Abhandlung „Das Märchen im Lichte der Geisteswissenschaft“.

Maria Brie wendet sich in ihren Märchen hauptsächlich an die Erwachsenen, nur das letzte der 18 Märchen ist an die Kinder gerichtet — und sie hat Recht damit! Die Sprache ist gewählt, knapp und flüssig, die Gedanken sind meist geistreich und zum Teil neu, doch fehlt dem Ganzen der echte Märchenduft. Es wird wohl daher kommen, daß die Verfasserin zu viel über sich und die Märchen gegrüßt hat. Schade, daß jeder Hauch von Humor den Märchen fehlt, aber Humor muß ja unbewußt in die Feder fließen und darf nicht konstruiert werden. Wir haben das befriedende Märchen: „Die beiden Brunnen“ als schön heraus. Die Sprache ist hier von besonderer Anmut. Glücklich ist der Märchencharakter in der „Schwanenbraut“ getroffen, Schuld und Sühne stehen in richtigem Verhältnis zueinander.

In der Vorbemerkung zu ihrer Abhandlung „Das Märchen im Lichte der Geisteswissenschaft“ bemerkt die Verfasserin, daß sie die Märchen zu meist im Traum empfangen habe. Zugegeben! Aber es muß doch wohl sein, daß beim Niederschreiben zu sehr die Verstandeskühle die Feder geführt hat. Maria Brie geht mit der Lupe an eine Reihe bekannter Märchen, zerlegt sie mit Bedacht und baut vor uns ein ganzes System von Ursachen und Wirkungen auf. — Märchen aber sollen nain sein, liegt doch in der Naivität ihr größter Reiz; wir nehmen ihnen das Schönste, wenn wir sie in das scharfe Licht wissenschaftlicher Betrachtungen rücken. Schade wär's um's Märchenland, wenn wir's mit so viel Bewußtsein beträten — wo bliebe Märchenzauber, Märchenduft!!!

Und noch ein Büchlein von Maria Brie liegt vor mir: Von Angelus Silesius über Lichte zu Steiner. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte von Maria Brie, Dr. phil. Bres-

lau 1922. Verlag von Preuß & Jünger (Inh. Kropff & Weinberger). Die Verfasserin beherrscht unbedingt den Stoff und die Sprache, in erstaunlicher Kürze und Klarheit bringt sie es fertig, uns auf 40 Druckseiten eine Übersicht über das Schaffen der Mystiker zu geben; sehr geschickt sind die Auszüge aus ihren Werken gewählt. Maria Brie bleibt immer streng sachlich und gerät nie auf verwirrende Seitenwege. Wer mit den Mystikern mitgehen mag, wer sich in ihre Welt vertieft möchte, der nehme diese kleine Schrift zur Hand, sie ist auch dem philosophisch ungeschulten Kopf durchaus zugänglich.

E. v. B.

Eingegangene Druckschriften

(Befreitung vorbehalten)

- Aus der Bücherreihe „Die junge Kunst“, Verlag von Klinckhardt & Biermann, Leipzig: Gustav Hartlaub: „Vincent van Gogh“. Walter Cohen: „August Macke“. Karl Einlein: „M. Kistling“. Hans von Wedderkopf: „Paul Cézanne“. Edwin Suermondt: „Heinrich Nauen“. Fr. Markus-Hübner: „Lodewijk Schelfhout“. Helmut Kolle: „Henri Rousseau“. Adolf Uzarski: „Das Chamäleon“. Delphini-Verlag, München. In Pappband und Ganzleinenband. Hans Öffenthal: „Weltenmär“. Wegweiserverlag Volksverband der Bücherfreunde, Berlin W 50. Karl Lemke: „Palmnicken“. Samlandverlag, Königsberg i. Pr. Karl Lemke: „Traumleben“. Samlandverlag, Königsberg i. Pr. Dr. Georg Lehner: „Geschichte des Kunstgewerbes“. Sammlung Göschchen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Leipzig. Dr. Philipp Frey: „Literarischer Ratgeber für Katholiken Deutschlands“. Verlag Josef Köbel & Fr. Pustet in Kempten und München 2. Georg Kleibömer: „Jürgens Berufung“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Emil Ertl: „Der Berg der Läuterung“. Verlag L. Staakmann, Leipzig. Alfred Arnold Frey: „Pankraz Heimwalder“. Verlag Deutsches Ordensland Sontra in Hessen. Geh. 150. — Mh. Heimatkalender der Grenzmark Polen-Westpreußen. Hrsg. Dr. Franz Lüdtke. Verlag des Ostlandes in Masuren. Georg Stammler: „Heut ist der Tag“. Urquellverlag, Mühlhausen i. Thür. Kurt Barthel: „Wolfe Tone“. Verlag Josef Orlob, Oberhausen im Rheinland. Dr. Hans Leisegang: „Die Grundlagen der Anthropologie“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Bruno Goltz: „Faustisch und Deutsch“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Felix Krüger: „Der Verkehr“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Karl Sträher: „Einiges aus dem Leben des Herrn Leo Gampelmann“. Pontosverlag zu Freiburg i. Br. Jutta Kracht-Serbit: „Maja“. Verlag Martin Salzmann in Dessau. Werner Plaut: „Deutschland“. Maienverlag, Oberhof i. Thür. Werner Plaut: „Worte der Forderung“. Maienverlag, Oberhof i. Thür. Gustav Kohné: „Die Gottsucher von Bergenstedt“. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig. Reinhold Conrad Muschler: „Der lachende Tod“. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig.

Carl Scholl: „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel“. Verlag Fr. A. Perthes, A.-G., Stuttgart.

Ein Memeler Böttchermeister, Carl Scholl, erzählt in diesem schlichten, liebenswerten Buche von seinem Leben. Durch vieles Leid, durch Tage der Trübsal ist dieser einfache Mann hindurchgegangen; in allen Anfechtungen ist er Sieger geblieben. Marie und Johanne Rehner, die das Erinnerungsbuch veröffentlichten, haben aus Pietät selbst orthographische Fehler des Böttchermeisters stehen lassen, was manchen Leser vielleicht stören dürfte. Doch weht uns aus der Lebensgeschichte solch gefunde, kräftige Luft entgegen, daß solch kleine Unzulänglichkeiten in den Hintergrund treten. Wer Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ liest, wird auch an Scholls Buch seine Freude haben. Hans Gäfgen

„Goethes Reimspüche.“ Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

In sieben Abschnitten gibt Benno Rüttenuer, der als Herausgeber des geschmackvoll ausgestatteten Buches genannt wird, eine Auswahl aus Goethes Reimspüchen. „Sprichwörtliches“ bietet das erste Kapitel; „Leben und Streben“, „Pro poeta“, „Unmut“ und „Politica“ sind die Überschriften der folgenden Teile. In den Abschnitten „Wissenschaft, Poesie und Kunst“ und „Gott und Natur, Welt und Gemüth“ klingt der Band aus. Rüttenuer hat dem Buche ein Vorwort geschrieben, das über das für den Inhalt und die Anordnung Wichtigste unterrichtet. Hans Gäfgen

Karplenzat: „Der Wundergarten“. Ostpreußische, litauische u. mazurische Volksmärchen. Franz Schneider, Verlag, Berlin SW. 11.

Ein bodenständiges Märchenbuch! Vom Volk erzählt, vom Volk erschaffen. Naivität, Echtheit und ungefunder Humor, mit so trockenem Witz erzählt, daß schon der Stil erheitert. Viel Neues taucht auf. Wieder verblüfft die Unerhörtheitlichkeit der Volksseele, sobald man sie an der Quelle, im wirklichen Bauerntum ausstößt! Das wenige Bekannte ist so neu und lustig gelehrt, daß es das Vorhandene kostbar bereichert. Reizende Bilder, eben so unbekümmert und gesund, wie der Inhalt, ein gutes, fast quadratisches Format, schöner, einfacher, großer Druck, ein Titelblatt von Geißmack und Farbigkeit machen aus dem Ganzen ein deutsches Märchenbuch, wie alle es sein sollten.

August Messer: „Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft“. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Der Verfasser dieses wohl ersten Kant-kommentars für weitere Kreise ist Professor für Philosophie an der Universität Gießen. Es ist ihm gelungen, zu Kants „Kritik der reinen Vernunft“, auf der die ganze moderne Philosophie in wesentlichen Teilen beruht, Erläuterungen zu geben, die sich nicht in fachlichen Auseinandersetzungen mit anders gerichteten Auffassungen erschöpfen, sondern das Wesentliche in einer Form bringen, die jeden Gebildeten verständlich ist. Hans Gäfgen

STILKES RECHTSBIBLIOTHEK

Die Gesetze des neuen Deutschen Reichs und der deutschen Länder mit systematischen Erläuterungen

Nr. 1. Die Verfassung des Deutschen Reichs

Mit ausführlichem Kommentar, Einleitung und Sachregister
von Dr. Gerhard Anschütz,
Geh. Justizrat und ord. Prof. an der Universität Heidelberg

Nr. 2. Lichtspielgesetz vom 12. März 1920

nebst den ergänzenden rechtsrechtlichen und landesrechtlichen Bestimmungen, ausführlich erläutert von Dr. Albert Hellwig,
Amtsgerichtsrat in Frankfurt a. O.

Nr. 3. Auslandschäden

Die Richtlinien für die Gewährung von Vorschüssen, Beihilfen und Unterstützungen für Schäden Deutscher im Ausland aus Anlaß des Krieges vom 15. November 1919
erläutert von Dr. Paul Königberger, Kammergerichtsrat, bish. Leiter d. Rechtsabteilung b. Reichskommissar für Auslandschäden, und Franz Henrykowski, Landgerichtsrat, Vorsitzender einer Sprachkommission für Auslandschäden

Nr. 5. Gesetz zur Entlastung der Gerichte

vom 11. März 1921
nebst der amtlichen Begründung u. den für Preussen ergangenen Ausführungsbestimmungen, erläutert von Dr. Fritz Lorenz,
Landgerichtsrat im Pr. Justizministerium.

Nr. 6. Das Reichsvorsorgungsgesetz

vom 12. Mai 1920 (R.G.BI. S. 889) nebst den dazu gehörigen Gesetzesbestimmungen und Erlassen, erläutert und mit Anmerkungen versehen von Bremke, Ministerialrat im Preuss. Justizministerium.

Nr. 7. Die Verfassung des Freistaates Preußen

vom 30. November 1920
mit Erläuterungen u. Sachregister von Dr. Ludwig Waldecker
o. 8. Professor des öffentl. Rechts in Königsberg.

Nr. 8. Wehrgesetz

vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler, Geheimen Kriegsrat und Ministerialrat im Reichswehrministerium.

Nr. 9. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht

Ein Kommentar zu den Gesetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und der revidierten Berner Uebereinigung nebst Bestimmungen des Friedensvertrages von

Dr. Wenzel Goldbaum, Rechtsanwalt und Notar zu Berlin

Nr. 10. Mietsnotrecht, Reichsmietengesetz

nebst der preuß. Ausführungs-Verordnung v. 12. Juni 1922
Gross-Berliner Wohnungsnotecht

Mit Einleitung u. Kommentar v. Erwin Volkmar, Amtsgerichtsrat, Geh. Justizrat, stellv. Vorsitzender d. Mietelungsaussch. Berlin 12 (Steglitz) und Dr. Erich Schubart, Amtsgerichtsrat in Berlin.

Nr. 11. Das Waldrecht der Auflösungsgesetze

insbesondere Schutzforst, Waldfuß und Waldstiftung unter Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen und der Allgemeinen Verfüungen des Justizministers sowie unter Berücksichtigung des amtlichen Materials und der Rechtsprechung des Landesamtes für Familiengüter, dargestellt von Bremke, Ministerialrat im Preuss. Justizministerium, Stellvertretender Präsident des Landesamtes für Familiengüter.

Nr. 12. Das Reichsmietengesetz

mit Einschluß der Preußischen Ausführungsverordnung in systematischer Darstellung und kritisch erläutert von Dr. jur. Walter Georgi und Dr. jur. Otto Grotz.

Nr. 14. Devisenordnung vom 12. Oktober 1922

und Devisengesetz vom 2. Februar 1922
nebst Ausführungsbestimmungen vom 18. Februar 1922 und
27. Oktober 1922.

Textausgabe mit Kommentar von Dr. Wenzel Goldbaum.

Berlin NW. 7 ♦ Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung

Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher

Nr. 11

Das Problem Graf Keyserling

Wider den Geist der Weltüberlegenheit

von

Felix Emmel

Preis-Grundzahl 1,50 M. Schlüsselz. d. B.B.

Felix Emmel gibt hier die erste wesentliche Kritik am Werke des Darmstädter Philosophen. Er stellt zunächst Keyserlings zentrale Gedanken in Kürze dar, wodurch die Schrift allen denen willkommen sein dürfte, die sich Keyserlings sehr teure Schriften selbst nicht mehr anzu-schaffen vermögen. Anknüpfend an den Begriff der "Sinneserfassung" sucht Verfasser Keyserling aus dem Geiste der deutschen Mystik zu überwinden.

Nr. 12

Zurück zur Goldmark

von

Karl Rintelen,
Oberregierungsrat

Preis-Grundzahl 0,80 M. Schlüsselz. d. B.B.

Die geistvollen Auffächer beweisen, daß unsere Währungsnot zu beseitigen ist, ohne daß wir auf Gnadenatate unserer angeblichen Besieger zu warten brauchen. Es werden Wege und Ziele gezeigt und dargelegt, daß die verblüffend einfachen Lösungsvorschläge zwar neu erdacht, aber in Wirklichkeit ein Jahrhundert alt sind und die Autorität des Freiherrn vom Stein für sich haben. Es scheint danach, als ob die beim Übergange zur Papierwährung begangenen Fehler auf Unkenntnis dieser alten Vorschläge zurückzuführen seien, die bekanntzumachen das besondere Verdienst des Verfassers ist.

Georg Stille / Berlin NW. 7

Die erste berechtigte deutsche Zola-Ausgabe. Nach langen und schwierigen Verhandlungen mit der Witwe des Dichters Emile Zola und mit seinem französischen Verleger ist dem Kurt Wolff-Verlag in München gelungen, die Autorisation für eine deutsche Zola-Gesamtausgabe zu erhalten. Damit wird der unwürdige Zustand beseitigt, daß die Romane des bedeutendsten französischen Schriftstellers der Neuzeit, abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen, nur in schlechten und verstümmelten Uebersetzungen zugänglich waren. Die neue Ausgabe bringt vollkommen neue Uebertragungen unserer besten Ueberleger. Bis Weihnachten liegen von der zunächst erscheinenden Serie "Die Rougon-Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich", drei Bände fertig vor: "Nana", "Das Glück der Familie Rougon", "Abbe Mouret Sündenfall".

Franz Lüdtke: "Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos". Verlag C. F. Ame-
lang, Leipzig. 111 Seiten.

Benediktus! Der Gejagte und doch der Freude sein Leben lang. Freudlos durch das schmerzende Hasses seiner Mutter auf Gott und Menschen, freudlos durch seine Irrwege, auf denen er den verbotenen Gott sucht. Ist es Liebe, Ruhm such, Erlöserwahn? Ausgeträumt sind bald die Maria-, Meister- und Meisterträume. Nun gilt nur noch der Schwieg. Und auch der führt in die Tore, führt nahe am Tode vorbei. Doch Gott will das Selbstopfer des Benedikt Freudlos nicht annehmen. In der Fürsorge für menschliches Elend soll das gequälte Leben endlich den Frieden erringen. Wer Gott sucht, wird ihm früher oder später nahe kommen. So tritt zur Nacht der tote Ahn an des Urenkels Bett. "Drei Wege bist du gegangen", spricht er. "Drei Seligkeiten durftest du finden: Liebe, Gnade, Friede. Benedictus es! Ein Gesegnete bist du!" — Das ist das Buch vom Heilandsweg, das uns durch Tiefen und Höhen, durch Hoffen und Harren einer irrrenden Seele führt, das mit seiner Sprache das Herz be-zwingt und, wie dem armen Gotts-
sucher, auch uns etwas von dem Frieden bringt — — ein schönes, ernstes Buch für stillle Stunden und denkende Men-schen.

Mag Leisner

J. G. Sichter: "Die Bestimmung des Menschen". Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Dieles von M. Kronenberg eingeleitete und mit Anmerkungen versehene Bändchen des Stuttgarter Verlages darf gerade heute auf besondere Beachtung Anspruch erheben, da wenige Denker der Gegenwart so viel zu bedeuten vermögen, wie Sichter. Vom Zweifel zum Wissen und Glauben führt uns der Philosoph in den drei Teilen seines Werkes. Selbstbestimmung tut unsrer Seele in höchstem Grade not; hier wird ein Weg gezeigt, der nur noch wenigen vertraut war. Der Verlag verdient Dank, ihn wieder weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Hans Gaggen



Soeben erschien: **Amerika 1922**

Preis in halbleinen gebunden 4500.— Mark, in Halbleder gebunden 6000.— Mark
Berlin-Wilmersdorf, Auguststr. 36

Von Hans Goslar

Mit Reproduktionen nach 2 Radierungen u.
8 Steinzeichnungen von Hermann Struck

Hermann Paetel Verlag S. m. b. H.

BORG- Zigaretten



VICTOR LIETZAU A.-G.
DANZIG, Langgasse 38

Telefon
87, 187

Fabrikation
Engros- und
Einzel- Verkauf

Nautik

Kompassen
Sextanten
Logguhren
Megaphone

Optik

Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie

Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
jeder Art

Elektrotechnik

Stark- und Schwachstrom-Installationen
Telephon- und Blitzschutz-Anlagen

"Pelikan"-Tuschen

GÜNTHER WAGNER, HANNOVER u. WIEN

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

5. Jahrgang :: 52 Nr. jährlich
geben ein getreues Bild der politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung
Sowjetrusslands und den Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung
der baltischen Republiken; sie
bringen Aufsätze berufener Autoren
kultureller und schöpferischer Be-
strebungen, wichtige Nachrichten aus
der Heimat, sowie aus den
Organisationen in
Deutschland.

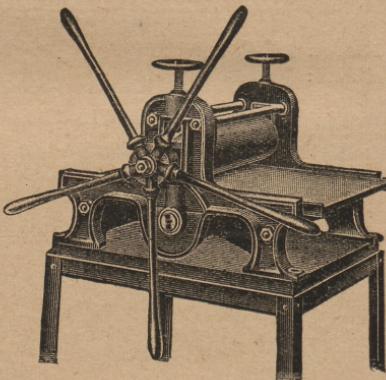
Einzelnummer M. 6.-, bei der Post be-
stellt in Deutschland, Danzig und Memel
monatlich M. 20.-, vierteljährlich M. 60.-,
Baltischer Verlag und Offsetbuch-
handlung G.m.b.H., Berlin W30,
Mohstraße 22.

Künstler-Druckpresse

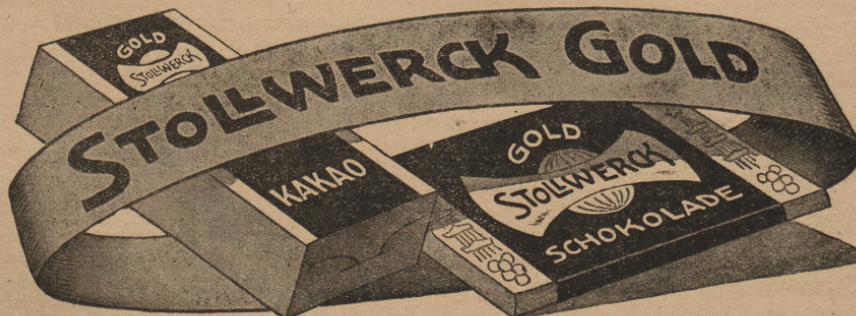
„Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Elsen
plan gehobelt!



Leopold Hess
Berlin W.35, Genthiner Str. 29



KASINO ZOPPOT

FREISTAAT DANZIG

DAS
GANZE JAHR
GEÖFFNET

BACCARA
ROULETTE

TRENTE-ET-
QUARANTE
in Vorbereitung

Man verlange die Kasino-Brochüre u.-Zeitung.
Vertr.-Büros i. allen Grossstädten d. In- u. Auslandes.

Preußisch-Süddeutsche 247. Klassen-Lotterie

Zur I. Klasse,
Ziehung 9. und 10. Januar 1923
empfehle

1/8	1/4	1/2	1/1	Lose
75.—	150.—	300.—	600.—	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W8, Unter den Linden 14, Postscheck Berlin 31110



Sammelfonds für Bezieher der Ostdeut- schen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u.s.w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.



Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt
54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der
Politik u. Wirtschaft
Zuverlässige Berichterstattung

Führendes Blatt für
Handel und Industrie

Verbreitetste u. angesehenste Tageszeitung
im polnischen Industriegebiet
Erfolgreichstes Insertionsorgan
Probenummer auf Wunsch unberechnet

Urwüchsigen Humor und köstliche Satire

finden Sie in den Werken von **Mussi Mussi**.

Glänzendste Presseurteile.

1. „Fränzchen“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten mit 110 Bildern) Geschenkband nur Mk. 55.—, fein brosch. nur Mk. 45.—.
2. „Patentitis Bürokratitis“, (behandelt Gründungsschwindel und die Zwangsbewirtschaftung der Kröle), Geschenkband nur Mk. 35.—, fein brosch. nur Mk. 28.—.

In jeder guten Handlung vorrätig.

Verlag F. Görres, Essen, Eleonorastraße.
Postkonto 3759, Essen.

Soeben erschien:

Mit

Gerhart Hauptmann

Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreis

Herausgegeben von

Walter Heynen

Mit Beiträgen von Hermann Bahr, Howard Church, Max Fleischer, Moritz Heimann, Georg Hirschfeld, Heinz Lux, Meo, Hermann Stehr, Bruno Wille. Dem Werke sind sechs völlig unbekannte Abbildungen beigegeben, die Hauptmann von der Jenner Zeit bis zu seinem 60. Lebensjahr unter der

Auffassung seines Sohnes Ivo und Emil Orlik begleiten.

Preis gebunden Grundzahl Mk. 6.—. Schlüsselzahl d. B.V.

oooooooooo

Das Jubiläums-Jahr 1922 hat dem Werk Gerhart Hauptmanns erneut eine fruchtbare und vertiefte Beachtung geschenkt — nicht so seinem Leben, soweit es Voraussetzung für das Schaffen des Dichters ist. Hier nun wird das von Walter Heynen herausgegebene Buch, das sich aus Erinnerungen und Bekenntnissen von Freunden des Dichters aufbaut, eine fühlbare Lücke schliessen. Wenn es galt, der Bedeutung des richtigen Zeitpunktes zu entsprechen, an dem sich die Tore zur Vergangenheit gleichzeitig öffnen und schliessen mussten, so war zunächst festzustellen, in welcher Tonstärke genauere Kenntnis Gerhart Hauptmanns am Erleben unserer Zeit nachklang. Führende Dichter und Künstler haben sich der Notwendigkeit einer solchen geistigen Einstellung und Sammlung nicht verschlossen, und so ist aus dem geplanten Erinnerungsband

ein Bekenntnisbuch im höchsten und letzten
Sinne geworden.

Professor Dr. Julius Petersen, der bekannte Literar-Historiker der Berliner Universität, schreibt dem Herausgeber u. a.:

„Ich wollte Ihr Hauptmann-Buch zunächst nur durchblättern, aber ich habe es schließlich auf einen Zug durchgelesen, hoherfreut über die glückliche Zusammenstellung und gefesselt durch den Reichtum des Mitgeteilten und die vielfarbige Spiegelung. Es ist jedenfalls unter der ganzen Hauptmann-Literatur dieses Jahres das, für das der Literatur-Historiker am meisten dankbar zu sein hat.“

Ausführliche Prospekte auch über die Ganz- und Halblederausgabe stehen zur Verfügung.

Berlin NW. 7
Dorotheenstrasse 66/67

Georg Stilke
Verlagsbuchhandlung

Südamerika und Spanien in Roman und Novelle

Soeben ist erschienen:

Nacha Regúles

Von Manuel Gálvez

Erster argentinischer Roman in deutscher Übersetzung

Mit farbiger Titelzeichnung von GUIDO VON FINETTI

15^{1/2} Bogen * Holzfreies Papier * Grundzahl: Geheftet 3.50, Halbleinen 5.50, mal Schlüsselzahl des Börsen-Vereins

Das vorliegende Werk dieses bewußtesten argentinischen Dichters erlebte in seiner Ursprache eine Auflage von über 100 000 Exemplaren, eine Ziffer, die wohl am deutlichsten von der Bedeutung dieses Romans Zeugnis ablegt. Argentinien, das Land der Zukunft, das vielen deutschen Menschen zur zweiten Heimat geworden ist und weiteren Tausenden zu werden vermag, spricht hier zu uns aus den Tiefen seines schwer pulsierenden Lebens heraus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Der Deutsche Meister-Verlag

München, Residenzstraße 10/1, hat es sich zum Ziel gesetzt, Werke unserer unumstrittenen Dichter der Vergangenheit in würdig schönen Ausgaben zu erschwinglichen Preisen herauszubringen. Wer gegen einen geringen Jahresbeitrag Mitglied des Deutschen Meister-Bundes München, Residenzstr. 10, wird, ist nicht verpflichtet, wohl aber berechtigt, die Bücher der Deutschen Meister zu einem Vorzugspreise zu beziehen, erhält außerdem die Monatsschrift "Die Meister" unberechnet. "Jede Nummer dieser Zeitschrift ist mehr wert, als der dickeste Roman des Tages." "Professor Hofmiller in M. N. N." Bis jetzt sind folgende Werke erschienen: A: Halbleinen, B: Häbleder

A	B	A	B	A	B
Abraham a. S. Claro, Schnedenpreßguss u. a.	5.—	Hebbel, Tagebücher . . .	5.60	8.80	10.20
Anzengruber, Schandfleck	6.—	Hoffmann, Brambila . . .	4.50	7.20	15.—
— Steinloßperband	2.20	Immermann, Oberhof . . .	8.20	11.20	12. Radierungen . . .
Arnim, Toile Invalide .	5.50	Keller, Gr. Heinrich, 2. Bde.	15.30	24.—	Reuter, Franzosenbild . . .
Brentano, Märchen . . .	4.—	— Selbtspla, 2. Bde. . .	11.70	19.—	Rücker, Liebesfühlung . . .
Büchner, Dantone Tod .	3.50	— Sündgedicht . . .	7.—	10.50	Sachs, Fasnachtsspiele, ill. . .
Bürger, Münchhausen .	2.20	— Golander . . .	6.—	9.60	Schoefel, Erebard . . .
Droste-Hülshoff, Judentude .	2.20	— Gedichte, 2. Bde. . .	11.40	18.60	Seefeld, Prärie . . .
Glehnendorff, Taugenichts .	2.20	— 2. Legenden, ill. . .	4.70	8.30	Stifter, Hochwald . . .
Gerläder, Regulatoren .	8.50	Kleist, Koschkaas . . .	4.40	7.40	Storm, Gedichte . . .
Goethe, Götz	3.80	— Krug	2.80	5.60	— Immendorf u. a. . .
— Tasso	3.20	Knaben Wunderhorn . . .	5.—	8.—	— Schimmelreiter . . .
Haus, Lichtenstein . . .	7.50	Meinhof, Bernsteinhege . .	4.20	8.—	Schoofe, Humoresken . . .
Hebbel, Mutter und Kind .	3.—	Mörike, Hüsleinmännlein . .	3.—	6.—	Gottfried Keller, Ges. Werke . . .
	6.—	Nettelsted, Lebensbeschreibung .	6.50	11.—	Gottfried Keller, Ges. Werke . . .
				in Ganzensteinen . . .	65.—

Die Grundzahlen werden jeweils mit der vom Börsenverein für den deutschen Buchhandel festgelegten Teuerungszahl multipliziert. — "Mit dem gegenwärtig üblichen verglichen, sind diese Preise durchaus angemessen. Sie sind es um so mehr, als die Ausstattung der Bücher von ungewöhnlicher Güte ist." Hans Frank im Berliner Börsen-Courier

Soeben erschien:

Quer durch den Urwald von Kamerun

von

Georg Escherich

Mit 38 Abbildungen und 2 Kartenskizzen auf 23 Tafeln

Preise zur Zeit:

Geheftet 4800.— M. In Halbleinen gebunden 6000.— M.

In Halbleder geb. mit eigenhänd. Unterschrift des Verf. 12000 M.

In dem vorliegenden Werk gibt Forstrat Dr. Escherich einen Bericht über seine Forschungsreise, die er im Jahre 1913 im Auftrage des Reichscolonialamts in das von Deutschland damals neu erworbene Gebiet von Kamerun gemacht hat. — Nach außerordentlich anstrengenden, fast sechs Monate dauernden Märschen, die durch häufige Kämpfe mit den kriegerischen Stämmen erschwert wurden, gelangte Escherich nach Durchquerung des mittel-afrikanischen Urwaldes in das Schlafrankheitsgebiet am oberen Sanga und von dort im Stahlboot zum Kongo. Da Escherich mit Genehmigung der spanischen Regierung als erster Weißer den bisher noch völlig unerforschten Südtteil von Spanisch-Guinea durchquerte, ist seine Reise für die Wissenschaft besonders wertvoll. — Dass der Tierwelt und der Jagd besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist selbstverständlich. Erstaunlich sind die Bilder, die uns aus dem Schlafrankheitsgebiet vorgeführt werden, und mit Stolz weist der Verfasser darauf hin, dass von den deutschen Ärzten und der deutschen Verwaltung in der kurzen Zeit ihres Daseins für die Bekämpfung der Schlafrankheit unendlich viel mehr geleistet sei als von der französischen Verwaltung in vielen Jahrzehnten vorher.

Das Buch ist ein Appell an alle Weltmächte, dem deutschen Volke seine widerrechtlich geraubten Kolonien zurückzugeben.

Berlin NW. 7
Dorotheenstraße 66/67

Georg Stilke
Verlagsbuchhandlung

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Februar 1923 Nr. 11

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

W. Kapp: Elsaß-Lothringen, das deutsche Weltens Schicksalsland	489
Carl Lange: Am Kreuze	500
R. Heuer: Zum 450. Geburtstage des Nicolaus Copernicus	501
Dr. Lorenz: Gespräch der Schatten	504
Paul Schulze-Berghof: Der mystische Nebencharakter des Dichters	505
Ludwig Bäte: Johannes Schlaß	508
Dr. Weise: Ernst Hornesse	510
Arthur Silbergleit: Paul Friedrich	513
Gerhart Pohl: Kreislauf	516
Paul Friedrich: Von der Not	517
Gerhart Pohl: Wir Menschen	520

Rundschau:

Dr. Kurt Bock: Wesen, Wert, Wille jüngster Dichtung	521
Wilhelm Conrad Gomoll: Felix Timmermans ein flämisch-deutscher Dichter	522
Maximilian Abich: Kant wider Copernikulus	524
Willibald Omankowski: Ein pionier ostdeutscher Kultur	525
Herbert Brust: Herbert Lipp	526
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	526
Buchbesprechungen	527—530

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)
Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Anzeigen-Vertreibung für Danzig:
Danziger Anzeigenbüro, Danzig, Langermarkt 18
für Königsberg:
Königsberger Anzeigenbüro, Steinbamm 32 a
für Berlin und das Reich:
Georg Stille, Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 66/67

Druck von J. S. Preuß,
Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38

Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Sammelfonds für Bezieher der Ostdeut- schen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u.s.w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

Geplante Sonderausgaben

„Baltenland“

„Posen-Bromberg-
Nezhedistrikt“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschtum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unzer,
Königsberg i. pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich . . . 1800.— Mk.
für jedes Heft . . . 600.—

Die Anzeigen werden nach Grund-
zahlen berechnet:

$\frac{1}{1}$ Seite M. 20.— $\frac{1}{4}$ Seite M. 7.50
 $\frac{1}{2}$ " " 12.50 $\frac{1}{8}$ " " 4.—
die mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl
(: 900) zu multiplizieren sind

Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
austrägen mit Nachlaß. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Delbrück, Schäkler & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Herrenstoffe Kostümstoffe

Frost & Miedtke
Danzig IV, Damm 7
Eingang Häkergasse

Anzeigenpreise:

1 Feld im Jahre M. 1700
2 Felder " " 3200
3 " " " 4200

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Harztöchterheim Frau A. Müller

Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung d. Haush., gesellsc. Formen, auf Wunsch Musik, Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn i. Riesengeb. Pädagogium—Landschulheim

b. Hirschberg auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh, Einjähr.) u. Obersekunda. Streng geregt, Intern. famil. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie, Sport, Wandern Bäder. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Ge-
werbe, Bürgerkunde, Kunstgeschicht, Literatur, Musik bei vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl. Unterricht, wahlfreie Fächer extra. Näheres durch Prospekte.

Kinder finden sorgfält. körperliche und geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
Landerziehungsanstalt „Heimgarten“
gegründet 1905.

Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.
Leit.: Elisabet Griecke, Käte Bomborn.

**HOFFBAUER-STIFTUNG
POTSDAM-HERMANNSWERDER**
JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
FRAUENSCHULE mit staatl. Berechtg.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ **ERHOLUNGSHOME** ★
Jdylische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gutssekretärinnen

Füllner-Werkenthin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem auch zartere Kinder Aufnahme und liebvolle Pflege finden. Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk. Auskunft durch die **Direktorin Dr. E. Eckelmann**, z. Zt. Croissen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

..... Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.
Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen verfehlt.
Großer Garten und Terrassenraum an der Elbe.
Abgeschlossene Einzelräume für Kraftwagen.

Der Tod des Herzens

von Karl Halbendorf

Broschiert 630.— Mk. In Hableinen geb. 840.— Mk.

Ein lebensfroher Reitersmann reift durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem einamen, tiefdurchgeistigten Manne. Deutschlands Schmach lässt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen

Berlin-Wilmersdorf Hermann Paetel Verlag G.m.b.H.
Augustastrasse 36

Soeben erschien das schzehnte bis achtzehnte Tausend von

Märchenstraß für Kind und Haus

Mit Bildern von Professor Paul Mohn

Quart-format. 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text und farbigem Originalband

Ueber den hervorragenden Wert des Buches urteilte beim erstmaligen Erscheinen des Buches der berufenen Vertreter der Kunstkritik, Herr Geb. Regierungsrat Dr. Max Jordan, Direktor der Nationalgalerie in Berlin, in einem Schreiben:

Mohns „Märchenstraß für Kind und Haus“ ist ein Schatz, an welchem man nicht stumm vorüber gehen darf. Ich fühle mich lebhaft gedrungen, meine innige Freude über dieses Unternehmern und dem Künstler, von welchem es ausgegangen ist, den wärmsten Dank auszudrücken. Denn seit unser Altmäister im Gebiete volkstümlicher Kunst, Ludwig Richter, die spendenden Hände ruhen läßt, ist in solcher Weise nicht zu unserem Volle gesprochen worden. Kam uns schon die Beforgnis, es möchte der fromme Geist des Kinderglaubens, der zu allen Zeiten Wunder gewirkt, mit ihm zu Rüste gehen, so begrünthen wir in Mohns Werk den Beweis, daß der Quell noch sprudelt, und wir hoffen, das Läbaf, das er bringt, wird Tausende erfrischen. Reich und doch bescheiden — gleich dem Blütenbaum im Frühling, der von seiner Pracht nichts weiß — schütten diese anmutigen Schilderungen zu den uralten Kindergeschichten eine Fülle von Poesie über uns aus, bald in flüchtigen Andeutungen, bald in farbenreicher Durchführung, sodass wir nicht müde werden, dem Erzähler zu lauschen. Es zieht wie Waldesrauschen und Glockenton durch die Blätter des Buches, und dieser heilige Wohllaut wird im Herzen des deutschen Volkes immerdar Widerhall finden!

Berlin NW.7, Dorotheenstr. 66/67 · Georg Stilke Verlagsbuchhandlung

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 190, Heft 3

Dezember 1922

Aus dem Inhalt:

Heinrich Otto Meissner: Bismarcks Bündnispolitik 1871—1890

Hermann Bahr: Zur Shakespeare-Literatur

Fritz Schumacher: Die Krisis der Großstadt

Ida Hahn: Die Entstehung des Ersten Besitzes

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von M: 6.—) zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 275.—

Einzelheft Mark 100.—

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.